

Schule: Eltern protestieren gegen «Gehirnwäsche» im Thurgau

DIE WELTWOCHEN

Nummer 46 – 17. November 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Divertimento
Rico Bandle über
das geniale Komiker-Duo

Oskar Lafontaine
**Der Verrat
der Linken half
Trump**

Kurt Pelda
**In der Hölle
vor Mossul**

Philipp Gut
**Die grosse
Abzockerei im
Sozialstaat**



Runter kommen sie immer

Der Trump-Effekt und Europas Eliten



LA

MADE OF LUCERNE

KE



MANERO FLYBACK
AUTOMATIK | ROTGOLD 18 K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Eine Woche ist vergangen seit der Wahl Donald J. Trumps zum 45. US-Präsidenten, und Amerikas Linke kann es immer noch kaum fassen. Noch schlimmer hat's Europa erwischt. Der Spiegel proklamiert «Das Ende der Welt (wie wir



«Morgen in Amerika»: Donald J. Trump.

sie kennen)». Nun, es gibt sie noch, die Welt, und sie dreht sich sogar noch etwas vergnügter als zuvor. Matthias Matussek nimmt Europas Meinungsführer und politische Klasse aufs Korn, die in einer Blase leben, wo Korrekturen durch die Wirklichkeit ausgeschlossen sind. Die schillerndste Figur in Trumps neuem Kabinett heisst Steve Bannon. Der neue Chefstrategie sei ein Rassist, behaupten Medien. Ein Freund Bannons nimmt in der *Weltwoche* exklusiv Stellung. Und Urs Gehrig, der die Wahlnacht im Camp Trump in Manhattan aus der ersten Reihe erlebt hat, schildert die bemerkenswerte Metamorphose des Donald Trump vom Rabauken zum Edelmann. «Eine Art tektonische Plattenverschiebung tief in seinem Innern schien sich ereignet zu haben», so Gehrig, der bereits im Februar auf einen Sieg Trumps gewettet hatte. Den Gewinn setzt er nun für eine neue Wette ein und sagt voraus: «Es wird wieder Morgen in Amerika.» **Seite 16–31**

Die Wirtschaft muss kämpfen, aber eine junge Branche verzeichnet fantastische Wachstumsraten: die Sozialindustrie. Im Speckgürtel des Fürsorgestaats haben sich private Firmen eingeknistert, die oft von ehemaligen Sozialarbeitern geführt werden und von den alten Verbindungen profitieren. Jenseits der klassischen Sozialhilfe umschwirrt ein Heer von Beratern und

Therapeuten die «Klienten». Sie zeigen diesen, wie man einen Haushalt führt oder die Kinder erzieht. Sie helfen bei der Wohnungssuche oder vermitteln Plätze in Heimen und bei Pflegefamilien. Für ihre Dienste lassen sie sich fürstlich entlohnen. Ein Anreiz zur Kostensenkung besteht nicht, schliesslich bezahlen die anderen. Philipp Gut hat Dutzende von Dossiers durchleuchtet. **Seite 38**

Der Weg nach Mossul, der irakischen Hochburg des Islamischen Staats (IS), ist gepflastert mit Sprengfallen und Autowracks von Selbstmordattentätern. Auf dem Mittelstreifen der Autobahn, die nach Mossul führt, haben die Steinzeit-Dschihadisten Autoreifen verbrannt, um den Kampfpiloten der westlichen Koalition die Sicht zu vernebeln. Genützt hat es wenig, doch kommt die Grossoffensive von rund 50 000 Soldaten und Milizionären nur langsam voran. Kurt Pelda war unterwegs mit irakischen «Special Forces», schiitischen Milizionären und Halsabschneidern sowie mit kurdischen Peschmerga und hat es bis zum Stadtrand von Mossul geschafft. Für ihn, der in Syrien immer in Deckung gehen musste, wenn Flugzeuge auftauchten, war es irritierend, den Himmel voller Drohnen und Kampffjets nicht als Bedrohung anzusehen. **Seite 52**

Als das Cabaret-Duo Divertimento vor eineinhalb Jahren zweimal hintereinander das Zürcher Hallenstadion füllte, dachte man, das sei das Höchste, was Schweizer Bühnenkünstler erreichen können. Weit gefehlt: Als vor einem Monat die ersten Karten für die neue Tournee in den Verkauf kamen, waren innert 30 Minuten alle 60 000 Tickets weg. Am Freitag ist Premiere. Können Manuel Burkart und Jonny Fischer die Erwartungen erfüllen? Rico Bandle hat die Vorstellung bereits gesehen. **Seite 65**

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Das Wichtigste in Sicherheit

UBS Safe: das digitale Schliessfach.



Dokumente und Passwörter sicher via UBS e-banking im UBS Safe speichern.
UBS Digital Banking – das zukünftigste von heute. ubs.com/safe

Abheben ist menschlich

Versuch über den Trump-Effekt. Es wird interessant.

Von Roger Köppel

Eine Woche liegt das epochale Ereignis zurück, und noch immer habe ich den Eindruck: Irgendwie geht die Sonne schöner auf. Sogar der Zürcher Herbstnebel fühlt sich freundlicher an. Das ist keine Verklärung, sondern der Versuch, eine merkwürdige Stimmung zu ergründen. Ich bin mir bewusst, dass Trump fürchterlich abstürzen, ein miserabler Präsident werden kann; obschon ich es nicht glaube. Ich kenne ihn viel zu wenig, als dass mich die Beurteilung seiner mutmasslichen Fähigkeiten zu einem Urteil über seine künftige Amtsführung bringen könnte. Trotzdem ist es eine Tatsache, dass der für unmöglich gehaltene Aussenseiter-Erfolg des Baulöwen eine beschwingende, befreiende Wirkung ausübt. Diesem Gefühl müssen wir nachgehen.

Es ist übrigens nicht so, dass ich alleine wäre mit diesem Gefühl. Ich habe den Verdacht, dass selbst giftigste Trump-Gegner heimlich fasziniert sind. Sie mögen ihn krass und vulgär finden, aber tief drinnen jubelt oder zumindest staunt etwas, denn irgendwie sind wir darauf programmiert, es sympathisch, ja begeisternd zu finden, wenn der Underdog den haushohen Favoriten besiegt. Und Trump war trotz seiner privaten Reichtümer, seiner relativen Bekanntheit und der TV-Popularität, die er ins Rennen mitbrachte, der grösste Aussenseiter und Quereinsteiger, der jemals den Sprung ins Weisse Haus geschafft hat. Trump düpierte das Establishment, national wie international. Er trickste den mächtigsten Gegner aus, den es überhaupt nur gibt: den Status quo mit seiner falschen, politisch korrekten Moral, mit seinen Arsenalen und Armeen. David siegte gegen Goliath.

Es ist immer noch unglaublich. Die Republikaner warnten vor Trump. Die Demokraten warnten vor Trump. Die Journalisten warnten vor Trump. Die Frauen warnten vor Trump. Die Universitäten warnten vor Trump. Hollywood warnte vor Trump. Die Kirchen und Schriftsteller warnten vor Trump. Das Ausland warnte vor Trump. Der Papst warnte vor dem «unchristlichen» Trump. Der amtierende Präsident Barack Obama hörte auf, sein Land zu regieren, um die Amerikaner vor Trump zu warnen. Alle warnten vor Trump. Trotzdem siegte Trump. Die gewichtete Mehrheit piff auf die nationalen Alarm-Anstalten, denen man doch eigentlich vertrauen sollte. Rund sechzig Millionen



«Irgendwann kommt der Bruch.»

Amerikaner stimmten für einen Nichtpolitiker aus dem Bau- und Showgeschäft, von dem niemand weiss, ob er seiner Aufgabe gerecht werden wird.

Das ist die wichtigste Botschaft dieser verrückten Wahl: Die Macht gehört nicht den Leuten, die an den Hebeln sitzen. Die Macht gehört dem Volk, und das Volk ist selbstverständlich in der Lage, sich ein unabhängiges, differenziertes Urteil zu bilden, unbeirrt vom offiziellen Getöse. Wie die Schweizer bei der Masseneinwanderungsinitiative wurden die Amerikaner bei Trump mit Belehrungen und Drohungen bombardiert. Die Ironie dabei: Ausgerechnet jene, die Trump den Vorwurf machten, er schüre Ängste, betrieben eine

der grössten «Habt Angst vor dem bösen Mann»-Kampagnen der Geschichte. Und gleich noch ein Irrtum ist zu widerlegen: Hillary pumpte viel mehr Geld in den Wahlkampf als Trump. Vergeblich. Nicht der best-finanzierte, sondern der überzeugendere Kandidat gewann. Die Wähler sind nicht käuflich. Wann merken es die Schweizer Linken, die nach jeder Niederlage der angeblich überlegenen Finanzkraft der Sieger die Schuld geben?

Wir sollten uns jetzt nicht zu lange dabei aufhalten, dass die Eliten arrogant und abgehoben sind. Natürlich sind sie das. Die altlinken Mainstream-Medien versagten kolossal. Progressive Meinungsmacher lachten, als man sie nach Trumps Wahlchancen fragte. Als das Lachen nicht mehr half, versuchten sie es mit Hass und Verleumdung. Die kollektive Totalverblendung war enorm, aber sie liegt in der Natur der Menschen. Es kann jeden erwischen. *Errare humanum est*. Abheben ist menschlich. Niemand ist gegen Grössenwahn gefeit.

Wahlen und Volksabstimmungen sind das wirksamste Gegengift. Jede Macht verknöchert, jedes Establishment verkalkt. Jede Elite geht, ohne es zu merken, an der eigenen Selbstverständlichkeit zugrunde. Irgendwann kommt, unerwartet, der Bruch. Was vorher undenkbar schien, wirkt hinterher zwingend. Der Untergang ist für die Verlierer schmerzvoll, aber lehrreich. Die Abgehobenen, die jetzt brutal auf die Nase gefallen sind, werden, wenn sie die Lektion begriffen haben, geläutert aus den Ruinen steigen.

Der Trump-Effekt ist bereits spürbar. Frischluft strömt ins Pharaonengrab. Die alte Elite wurde in den USA zertrümmert, in Europa klammert sie sich noch an die Macht. Es sind Rückzugsgefechte auf Zeit. Der amerikanische Dammbrech befriete auch die Unzufriedenen auf dieser Seite des Teichs. Die deutsche Kanzlerin wirkte noch nie so alt und weltfremd wie mit ihrer Rede nach den US-Wahlen. In TV-Talkshows sind jetzt plötzlich alle gegen die Hirnseuche der Political Correctness. Die Nato ist dabei, ihre Eigenverantwortung auszubauen – das war überfällig. Wir werden es schon in den nächsten Wahlen sehen: Dank Trump werden auch die Leute in Europa freier über die Probleme reden, die sie wirklich beschäftigen: unkontrollierte Zuwanderung, offene Grenzen, Asyl, Ausländerkriminalität, die schädlichen Nebenwirkungen der Globalisierung.

Und die Schweiz? Wir bilden uns ein, alles sei besser wegen der direkten Demokratie. Schön wärs. Die Amerikaner setzen immerhin ihre Volksentscheide um und machen Trump zum Präsidenten. In der Schweiz beerdigt die Elite Volksentscheide, die ihr nicht passen, wie jenen gegen die Masseneinwanderung. Seit der letzten Woche bin ich wieder etwas zuversichtlicher. Es ist nur eine Frage der Zeit: Der Trump-Effekt wird auch die losgelösten Berner Volksverächter treffen.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Inhalt



Nationales Grossereignis: Divertimento. Seite 65



Harziger Vormarsch: Mossul. Seite 52



«Manchmal braucht es eine gewisse Rhetorik, um die Leute zu motivieren.»

Donald Trump: Seite 20

Kommentare & Kolumnen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar** Rote Falken kreisen über Levrat
- 9 **Im Auge** Ralph Nader, Ex-Kandidat
- 10 **Neutralität** Geklüngel mit den Clintons
- 11 **Energiepolitik** Die Schweiz würde erpressbar
- 11 **Sicherheit** Ausnahmezustand in Frankreich und in der Türkei
- 14 **Personenkontrolle** Keller, Wolff, Stocker, Leuthard, Parmelin etc.
- 15 **Nachruf** Mohammed Surur
- 32 **Die Deutschen** Hendryk M. Broder
- 32 **Wirtschaft** Tagebuch eines Ökonomen
- 33 **Ausland** Trump hat den Rubikon überschritten
- 34 **Mörgeli** Europäischer Hühnerhof
- 34 **Bodenmann** Die Schweiz exportiert zu viel nach Amerika
- 35 **Medien** US-Wahlen auf SRF
- 35 **Gesellschaft** Die betrogene Frau

Inland

- 38 **Schlaraffenland für Sozialarbeiter** Die Abgründe des Fürsorgestaats
- 40 **Sozialindustrie** Vorbild Dübendorf
- 42 **Basel** Das Netzwerk von Ansar al-Islam
- 43 **Der grosse Bluff** Es gab nie Verhandlungen mit der EU
- 44 **Geldvernichtungsmaschine** Schweiz Tourismus und Jürg Schmid
- 45 **Willkommenskultur, Teil zwei**
- 46 **Der Bestatter** Porträt von Rolf Gyger
- 47 **Bern** Alexander Tschäppäts Liaison
- 48 **Lehrplan 21** «Gehirnwäsche» im Kanton Thurgau
- 49 **Schweiz** Allerhand Ehrendoktoren
- 50 **Keiner stoppt den Irrläufer** Farce bei der Zürcher Sittenpolizei
- 52 **Abenddämmerung über Mossul** Zweckgemeinschaft gegen den IS
- 56 **Protégés der Republik Genf** Der Clan des Oligarchen Abljasow

- 29 **Anti-Amerikanismus** Ein neues 9/11, nur umgekehrt
- 57 **Kolumbien** Präsident Santos untergräbt die Demokratie

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Freihandel, frei nach Trump**
- 71 **Im Gespräch** Christian Capatt, Geschäftsführer von Auratel

Kultur & Gesellschaft

- 51 **Gebt uns den Alten zurück** Papst Franziskus schadet der Kirche
- 58 **Der letzte Wiener** Zu Besuch beim Baulöwen Richard Lugner
- 62 **Es ist genügend Liebe für alle da** «Hier bin ich» von Jonathan S. Foer
- 65 **Humor** Tournee von Divertimento
- 66 **Kino** «Finsteres Glück»
- 68 **Namen** Aussage gegen Aussage

Interview

- 20 «Ich bin eine sehr nüchterne Person» Erstes Interview mit Donald Trump

Ausland

- 12 **Oskar Lafontaine** Wenn die Linke versagt, wird die Rechte stark
- 16 **Morgen in Amerika** Trumps Wahl hat das Potenzial für eine Wende
- 18 **Aufstand der Aussenseiter** Die EU nach Trumps Sieg
- 23 **Russland** Spiel mit höchstem Einsatz
- 24 **Steve Bannon** Trumps Chefstrategie
- 25 **Ivanka Trump** Tochter des Feministen
- 26 **Wo links immer gut und rechts immer böse ist** Die Abgehobenen
- 27 **Michel Houellebecq** zum Wahlkampf
- 28 **Story verpasst** Das Mediendebakel

Rubriken

- 36 **Einspruch / Leserbrief**
- 62 **Bestseller / Apropos**
- 66 **Top Ten**
- 67 **Jazz** Keith Jarrett
- 69 **Hochzeit** Ehepaar Strebel-Tschan
- 69 **Thiel** Journalisten
- 72 **Wein** Montagna Magica Merlot del Ticino DOC 2014
- 72 **Zu Tisch** Restaurant Akrame, Paris
- 73 **Auto** Bentley Bentayga W12
- 74 **MvH trifft** Albert Hammond, Sänger und Songschreiber



MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der Weltwoche.

CHRIS & MIKE

PIANOPOPULÄÄR

25 Jahre, 2 Brüder, 2 Pianos, 1 Leidenschaft

Eine Musikshow voller Tast(en)-sinn, kombiniert mit humorvollen Moderationen und effektivem Entertainment; dabei kommen die zahlreichen Saiten ihrer Spezialpianos im rhythmischsten Sinne unter den Hammer. Bis heute standen die Brüder Chris & Mike über 1900 mal auf Bühnen der Schweiz sowie der Nachbarländer. 9 CDs und 2 DVDs, 70 TV-Auftritte, 22 Tastaturen, 12 Pianos und 2 km Pflaster für die Finger zeugen vom steten musikalischen Arbeitswillen der Tastenakrobaten, wie sie vielerorts medial betitelt werden. Zuschauer und Kritiker beschreiben sie mitunter als spektakulär, mitreissend, authentisch, international und emotional.

Erleben Sie einen musikalischen Abend mit Boogie Woogie, Rock'n' Roll, Soul, Blues-Rock und Pop Blues, inklusive Themen-Buffer für **CHF 99.- pro Person**. Türöffnung 18:30 Uhr.

Reservationen unter 043 500 92 92 (die Platzzahl ist beschränkt! Keine Abendkasse). Fragen Sie nach dem Übernachtungs-Special in unserem Hotel.

Samstag, 3. Dezember 2016

Seminar- und Eventhotel *riverside* Glattfelden



riverside... alles im grünen bereich.

spinnerei-lettenstrasse
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+ 41 43 500 92 92
www.riverside.ch



NACH ASIEN ÜBER MOSKAU

Fliegen Sie mit Aeroflot nach Bangkok, Phuket, Hanoi, Shanghai, Peking, Guangzhou und andere Städte mit unseren komfortablen Flugverbindungen*

Mehr als **300** Destinationen, mehr als **60** Länder **



Ergonomische Sitze in der Economy Class



Hochqualifizierte Stewardessen



Grosse Auswahl an ausgezeichneten Gerichten und Weinen



Full-Flat Sitze in der Business Class ***

➔ Eine der jüngsten Flotten der Welt

➔ Comfort Class auf der Boeing 777

➔ Komfortable Verbindungen vom modernen Flughafen Scheremetjewo



THE WORLD'S
4-STAR AIRLINE

www.aeroflot.com

* Der Winterplan ist gültig vom 30. Oktober 2016 bis 25. März 2017. Der Flugplan unterliegt Veränderungen. ** Einschließlich Aeroflot-Unternehmensgruppe und Partnerflüge (Sommer 2016). *** Option auf Boeing 777 und Airbus A330.

Rote Falken kreisen über Levrat

Von René Zeller — Die SP sucht, vom Wahlsieg Donald Trumps im Mark getroffen, nach Gegenstrategien zum Dämon Populismus. Gräben brechen auf. Levrats Kurs ist der Basis zu wenig links.



Es knirscht im Gebälk: SP-Präsident Levrat.

Christian Levrat, Präsident der SP Schweiz seit 2008, verfolgte den Durchmarsch Donald Trumps ins Weisse Haus als OSZE-Wahlbeobachter im US-Bundesstaat Montana. Seine Analyse, die er gegenüber der NZZ am Sonntag formulierte, fiel nüchtern aus: «Clinton galt vielen als Vertreterin der Wall Street, für die man sich nicht einsetzen mochte.» Jetzt habe eben der schlimmere der beiden schlimmstmöglichen Kandidaten gewonnen. Daraus eine Krise der Linken abzuleiten, sei nicht zulässig, beschwichtigt Levrat.

Erkennt Christian Levrat nicht, dass die Linke auch hierzulande paralytisch ist vom politischen Erdbeben, das jenseits des Atlantiks stattgefunden hat? Oder will der ausgefuchste Polit-Taktiker davon ablenken, dass in seiner Partei die Nerven blankliegen?

Powerplay der Juso

Fakt ist, dass es knirscht im Gebälk der Schweizer SP. Alt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey drängt darauf, dass die Genossen wieder näher zum werktätigen Volk rücken. Unübersehbar ist der parteiinterne Generationenkonflikt, der Frustrationen schürt. Die prominente Zürcher Gewerkschafterin Julia Gerber Rüegg kehrte der SP den Rücken, nachdem sie intern aufs Abstellgleis geschoben worden war. Unschwer zu erkennen ist, wer

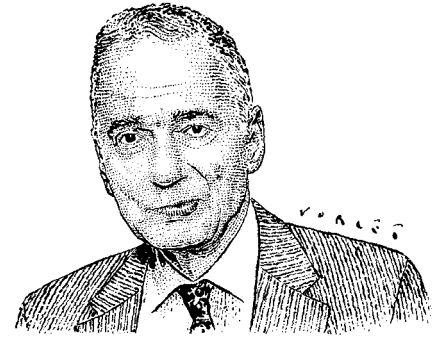
die in der Ära Levrat tonangebende Garde unter Dauerdruck setzt: Die Jungsozialisten sind auf dem Vormarsch.

Unablässig drücken die Juso der Mutterpartei Volksinitiativen aufs Auge. Ihre von antikapitalistischem Furor triefenden Volksbegehren («1:12», Spekulationsstopp) sind zwar in den letzten Jahren allesamt an der Urne gescheitert. Das hindert die roten Falken nicht daran, unbeeinträchtigt an der Überwindung des Kapitalismus zu arbeiten. Juso-Präsidentin Tamara Funicello, eine De-facto-Kommunistin, formuliert es in der Hauspostille *Infrarot* wie folgt: «Wenn eine Organisation es schafft, eine ganze Bewegung zu prägen, dann die Juso. Venceremos!»

Dem amtierenden SP-Präsidenten ist zuzubilligen, dass er es in den letzten Jahren schaffte, parteiinterne Differenzen unter dem Deckel zu halten. Nicht verhindern konnte er aber, dass die vom antikapitalistischen Linksdrahl beseelten Kräfte immer stärker Oberwasser bekamen. Drastisch zeigte sich das am Beispiel des neuen Nachrichtendienstgesetzes. Im November 2015 versuchten pragmatisch tickende Genossen, etwa die Ständeräte Daniel Jositsch und Hans Stöckli, das Referendum zu verhindern. An der Delegiertenversammlung in der St. Galler Lokremise standen sie gegen die Jungsozialisten auf verlorenem Posten. Das Beispiel ist

»» Fortsetzung auf Seite 10

Der dritte Mann



Ralph Nader, Ex-Kandidat.

Was macht eigentlich Ralph Nader, der grüne Wahlkampfschreck des US-Polit-Establishments? Der viermal zur Präsidentenwahl antrat und im 2000 Al Gore die ausschlaggebenden Stimmen abjagte und George W. Bush in den Sattel verhalf? Der Konsumenten-aufklärer, der 1965 mit seinem Bestseller «Unsafe at Any Speed» den Autokoloss General Motors in die Knie zwang, ist inzwischen 82 und in seinen Geburtsort Winsted, Connecticut, zurückgekehrt, wo seine Mutter Rose, die Eltern stammten aus Zahlé im Libanon, an der Main Street einen Drugstore mit Diner betrieb. Sie wurde 99 Jahre alt. In diesem abgewrackten Industrienest von 7000 Seelen hat Nader letztes Jahr das Museum seiner eigenen Kreuzzüge gegen das Big Business eröffnet, in einer aufgegebenen Bank. Dort steht auch seine Prozess-trophäe, ein blutroter Chevrolet Corvair, den er heute als «cooles Auto, was auch immer» beschreibt. Von Winsted war er nach Princeton und Harvard aufgebrochen und der «Godfather der Verbraucherrechte» (*New York Times*) geworden, und vielleicht wäre er ja auch ein besserer Präsident gewesen als Bush oder Gore, dem damals in Florida 537 Stimmen fehlten. In Wirklichkeit entschieden, so rechnet Nader vor, nicht seine 97 488 Wähler, sondern die 300 000 eingetragenen Demokraten, die von Gore zu Bush umschwenkten. Nader hat das Land wahrscheinlich mehr gewandelt als jeder Präsident des letzten Jahrhunderts. Er bewirkte die Umweltbehörde EPA, den Konsumentenschutz, Sicherheitsstandards und die raubzugartigen Schadenersatzprozesse gegen Grosskonzerne. Deshalb war Amerika überrascht, als 2009 ein 736 Seiten dicker Wälzer erschien, den Nader auf seiner alten «Underwood» getippt hatte, Titel: «Nur die Superreichen können uns retten». Der ewige Gerechtigkeits-Fighter stand nun plötzlich auf der Seite von Warren Buffett, George Soros, Ted Turner, Bill Gates und ihren Milliarden-Hilfsprojekten. Er verkündet seine «praktischen Visionen» in seiner «Radio Hour» und als Blog-Autor. Aber gewählt hat er diesmal nicht.

Peter Hartmann

Geklüngel mit den Clintons

Von Philipp Gut — Die Schweiz betreibt Entwicklungshilfe durch die Stiftung der Familie Clinton. Grenzt das an Korruption? Oder ist es kluge Interessenpolitik?

symptomatisch: Populäre Sozialdemokraten, die nach höheren Weihen streben (Pascale Bruderer Wyss, Daniel Jositsch), nehmen SP-intern die Rolle von flügelahnen Tauben dar. Die Falken bestimmen, wohin die Reise geht.

Im Dezember steht am Parteitag der SP Schweiz zur Debatte, wie die ungeliebten Schweizer Kapitalisten enger an die Kandare genommen werden könnten. «Wir müssen bremsen und umsteuern», sagt Steuermann Christian Levrat. Hinter dem Schlagwort «Wirtschaftsdemokratie», das auch im 2010 verabschiedeten SP-Programm als Leitwort diente, verbirgt sich gewissermassen ein Anti-Trump-Wirtschaftsprogramm: keine Macht den Millionären und Milliardären, weniger Kapitalismus, mehr Staat.

Im Bestreben, keinesfalls ein weichgespültes Gegenkonzept zum vielgeschmähten «Rechtspopulismus» vorzulegen, geben die Jungsozialisten der Mutterpartei erneut den Takt vor. Soeben haben sie ihr neues Initiativprojekt «Kapital statt Arbeit besteuern» lanciert. Will

Ob Christian Levrat die roten Falken ungehemmt fliegen lässt?

heissen: «Abzocker» sollen über die Hälfte ihres Kapitaleinkommens wieder abgeben; die so erwirtschafteten Mehreinnahmen seien direkt an die werktätige Bevölkerung zurückzuerstatten. Garniert wird dieser Umverteilungsmoloch mit dem Slogan: «Zeigen wir den Superreichen den Mittelfinger.»

Wermuth ante portas

Man muss annehmen, dass das Gros der SP-Basis jenen linken Seilschaften applaudieren wird, die willens sind, die florierende Schweizer Wirtschaft mit gestrecktem Mittelfinger an die Wand zu fahren. Ob Christian Levrat die roten Falken ungehemmt fliegen lässt? Eher wahrscheinlich ist, dass er gelegentlich selber vom einstigen Juso-Präsidenten Cédric Wermuth überflügelt werden wird. Der Aargauer Nationalrat hätte im amerikanischen Wahlkampf auf Bernie Sanders gesetzt. Der Mann, der Hillary Clinton im Vorwahlverfahren herausgefordert hatte, steht definitiv links. Dorthin will der in den linken Seilschaften bestens vernetzte Wermuth die SP führen.

Erste Etappe auf diesem Weg sei die Referendumsabstimmung zur Unternehmenssteuerreform III, betont der Hoffnungsträger der Sozialdemokraten. Diese Auseinandersetzung sei genauso bedeutungsvoll wie der Kampf gegen Trump in den USA. «Es wird eine Abstimmung sein über den Durchmarsch der neuen rechten Mehrheit», schwört Wermuth die roten Falken darauf ein. «Verlieren ist absolut verboten.»

Die Meldung hat es in sich. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) habe der Stiftung der Familie Clinton eine halbe Million Franken überwiesen, schrieb die *Schweiz am Sonntag*. Die Unterstützung habe von September 2011 bis August 2013 gedauert, teilt das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) auf Anfrage der *Weltwoche* mit. Das Projekt hiess etwas umständlich «Reduktion von Mütter- und Kindersterblichkeit in Post-Konflikt-Liberia» und war gemäss EDA-Darstellung ein Erfolg. Die Anzahl der durch professionelle Fachkräfte assistierten Geburten und der Verabreichung von Impfungen gegen Kinderkrankheiten sei gestiegen. Schliesslich habe sich der Anteil von Kindern unter fünf Jahren, die an Malaria erkranken, verringert. Zahlen nennt das Aussendepartement allerdings keine. Eine unabhängige Aufsicht existiert nicht.



Amerika im Vorteil: Calmy-Rey, Clinton, 2009.

Zu reden gibt weniger das Projekt selbst als die Tatsache, dass die Spende just auf dem Höhepunkt des Steuerstreits zwischen der Schweiz und den USA erfolgte. Hillary Clinton war damals Aussenministerin, und ihre Schweizer Amtskollegin Micheline Calmy-Rey (SP) rühmte sich öffentlich ihres guten Drahts zu Frau Clinton: «Glauben Sie mir, das hilft, wenn zum Beispiel Schweizer Banken in den USA unter Druck kommen.»

Die Vermutung liegt also nahe: Hat sich die Schweiz durch die Spende an die Clinton Foundation politischen Einfluss zu verschaffen versucht? Für die Kritiker ist der Fall klar. Die Zahlung sei problematisch, die Kontrollmechanismen hätten versagt, kommentiert die *Schweiz am Sonntag*. Als neutrales Land sei es

aus langfristiger Sicht nicht klug, eine Spende an die Stiftung eines ehemaligen Präsidenten zu machen, lässt sich der Ex-Diplomat Paul Widmer zitieren.

Und jetzt baut sich auch parlamentarischer Druck auf. Er werde an der nächsten Sitzung der Geschäftsprüfungskommission (GPK) beantragen, den Fall zu untersuchen, sagt der Zürcher SVP-Nationalrat Alfred Heer. Es stelle sich die Frage der Wirtschaftlichkeit. Schliesslich müsse es darum gehen, eine möglichst grosse Wirkung für Menschen in Not zu erzielen und nicht, politische Ziele zu verfolgen.

Die Fronten vermischen sich

Das EDA dementiert freilich, mit der Spende an die Clinton Foundation eine geheime Agenda verfolgt zu haben. Die Unterstützung habe «einzig und allein» auf dem gemeinsamen Interesse basiert, die Mütter- und Kindersterblichkeit in Liberia zu verringern, teilt das Burkharter-Departement mit. Die Ausgangslage ist also pikant: Ausgerechnet die ehemalige SP-Aussenministerin Calmy-Rey wird der Interessenpolitik im Dienst des Schweizer Finanzplatzes bezichtigt. Handelt es sich gar um eine zivilisierte Form von Schutzgelderpressung?

Gemach. Interessant ist zunächst, dass sich die Fronten vermischen, sind es doch sonst meist bürgerliche Kreise, die die Entwicklungshilfe an Auflagen wie die Rücknahme von abgewiesenen Asylbewerbern binden möchten. Einen entscheidenden Unterschied zum Clinton-Fall gibt es allerdings: Bei solchen Forderungen sitzt die Schweiz am längeren Hebel, im Bankenstreit war es umgekehrt. Und der Nutzen, sofern er denn überhaupt beabsichtigt war, hielt sich in überschaubaren Grenzen. Die USA triumphierten.

Gegen wohlverstandene Interessenpolitik ist grundsätzlich nichts einzuwenden, auch im Bereich der Entwicklungshilfe. Es bleibt unverständlich, dass die Schweiz afrikanischen Regimes direkt unter die Arme greift, die sich um internationale Verträge und die Zusammenarbeit in Migrationsfragen füttern. Allerdings besteht beim aktuellen Personal die Gefahr, dass weniger die nüchternen Interessen der souveränen Schweiz vertreten werden als diejenigen von Bessermenschen auf dem diplomatischen Parkett. Dieser Verdacht besteht etwa in Kolumbien oder in den besetzten Palästinensergebieten, wo sich die Schweizer als Friedensapostel zu profilieren suchen, die den Neutralitätskompass nicht immer präzise eingestellt haben.

Die Schweiz würde erpressbar

Von Alex Reichmuth — Am 27. November stimmt die Schweiz über den Atomausstieg bis 2029 ab. Die wichtigsten Argumente der Initianten und was davon zu halten ist.



Stauseen sind gefährlicher als AKW.

«Alte AKW sind ein untragbares Grossrisiko» (Inserat der Allianz Atomausstieg) — Die Atomkraft ist diejenige Form der Elektrizitätserzeugung mit den wenigsten Todesfällen pro Stromeinheit. Laut einer neuen Studie des WWF sind Luftschadstoffe aus Kohlekraftwerken jährlich für 20 000 Tote in Europa verantwortlich. Wer wegen der Sicherheit aus der Atomenergie aussteigen will, müsste auch die Leerung aller Stauseen verlangen. Denn wegen Stauseeunglücken sind weltweit viel mehr Menschen gestorben als durch AKW-Unfälle. Würde eine der alten Staumauern im Wallis wegen eines Erdbebens zerstört, könnte das Zehntausenden Menschen das Leben kosten. Zudem wären wohl ganze Landstriche verwüstet und möglicherweise für Jahrzehnte unbewohnbar.

«Auch die sichere Entsorgung der Abfälle ist ein ungelöstes Problem» (Website der SP Schweiz) — Radioaktive Abfälle sind nicht einzigartig gefährlich, wie oft suggeriert wird. Die Gesundheitsrisiken, die etwa von Chemieabfällen ausgehen, sind insgesamt weit grösser. Wegen ihres vergleichsweise geringen Volumens können radioaktive Abfälle mit grösstem Aufwand entsorgt werden. Technisch gesehen, ist diese Entsorgung gelöst. Politisch begründete Auflagen lassen die Suche nach einem Standort für ein Tiefenlager aber immer komplizierter werden.

«Atomstrom ist unrentabel und teuer» (Website der SP Schweiz) — Die Produktion von Wind- und Solarstrom ist viel teurer als die von Atomstrom. Europäische Staaten, vor allem Deutschland, subventionieren Alternativen

energie aber im grossen Stil. Deswegen sind die Strompreise (bei günstigen Wetterlagen) stark gesunken, so dass konventionelle Kraftwerke kaum mehr rentabel laufen können. In der Schweiz arbeiten derzeit neben AKW auch die meisten Wasserkraftwerke defizitär. Investoren für neue Stromanlagen lassen sich höchstens bei Zusicherung hoher Subventionen finden. Wirtschaftlich ist ein Weiterbetrieb der AKW aber sinnvoll, solange die Einnahmen einen Deckungsbeitrag an die hohen Fixkosten liefern.

«Wasserkraft und Solar- und Windkraftwerke ergänzen sich optimal: Die in den Stauseen gespeicherte Energie versorgt die Schweiz dann mit Strom, wenn weder Sonne noch Wind verfügbar sind» (www.geordneter-atomausstieg-ja.ch, Website der Initianten) — Werden die AKW der Schweiz abgestellt, fehlt im Winter etwa die Hälfte des benötigten Stroms. Herrscht dann wochenlang Nebel über dem gesamten Mittelland, entsteht kaum Wind- oder Solarstrom. Strom aus Speicherkraftwerken wäre dann zwar ein Ersatz – aber nur kurzzeitig: Schon nach wenigen Tagen Vollbetrieb wären die Seen leer.

«Bis dann [2029, Anmerkung der Redaktion] lassen sich die fünf AKW der Schweiz problemlos ersetzen» (Website der Grünen Schweiz) — Selbst bei einem stark beschleunigten Bau von Solarpanels und Windturbinen kann der AKW-Strom in nur dreizehn Jahren bis zum Ausstieg niemals ersetzt werden. Die Planung und der Bau anderer Kraftwerke (Wasser, Gas) dauern ebenfalls Jahrzehnte und damit viel zu lange, um die Versorgung zu sichern. Auf Stromsparen zu setzen, ist illusorisch: Wegen immer mehr elektronischer Geräte, Wärmepumpen und Elektromobilen ist sogar mit einem höheren Stromverbrauch zu rechnen. Die Schweiz wäre darum ohne AKW im Winter auf umfangreiche Stromlieferungen aus dem Ausland angewiesen. Um Importe zu ermöglichen, müsste man sofort mit dem Ausbau von Stromleitungen beginnen. Einsparungen wären aus Zeitgründen nicht mehr möglich. Der Auslandstrom wäre zu einem grossen Teil Atom- und Kohlestrom. Die Nachbarländer könnten die Lieferungen bei eigenen Versorgungsengpässen stoppen, was in der Schweiz zu Stromunterbrüchen führen würde. Die Auslandabhängigkeit würde unser Land politisch erpressbar machen.

Heuchelei

Wenn Frankreich dasselbe tut wie die Türkei, regt sich keine Empörung.

Schon beachtlich, was François Hollande so alles anordnen kann: Ausgangssperren, ohne Gerichtsbeschluss Wohnungen durchsuchen, Kinos schliessen, Versammlungen verbieten, jeden aufgrund eines blossen Verdachtes in Arrest stecken. Joseph Fouché, Napoleons rabiater Polizeiminister, hätte viel gegeben für solche Vollmachten.

Lieber ohne lästige Rechtswege

Hollande verfügt über diese diktatorische Macht dank des Ausnahmezustands im Land. Dieser wurde nach den Pariser Terroranschlägen vor einem Jahr verhängt und soeben sang- und klanglos um weitere drei Monate verlängert. Niemand stellte die Frage, ob wirklich noch «eine unmittelbare Gefahr der öffentlichen Ordnung» oder gar eine Situation besteht, die «den Charakter einer öffentlichen Katastrophe» hat. Denn das sind die Voraussetzungen für die Aushebelung von Grundrechten.



Diktatorische Macht: Premier Hollande.

Viel mehr mediale Begleitmusik aus dem Ausland genoss hingegen der im Oktober gefasste Beschluss des türkischen Präsidenten Recep Erdogan, den Ausnahmezustand in seinem Land ebenfalls um drei Monate zu verlängern. Er war im Juli verhängt worden, nachdem Teile der Armee versucht hatten, die Regierung abzusetzen, den Staatschef zu ermorden und eine Militärdiktatur zu errichten – alles Dinge, die man als unmittelbare Gefahr für die öffentliche Ordnung bezeichnen könnte.

Wahrscheinlich haben beide Länder gute Gründe, mit den Notverordnungen fortzufahren, und sehr wahrscheinlich gehört dazu der Wunsch der Sicherheitsbehörden, lieber noch ein wenig länger ohne lästige Rechtswege und Richtersprüche zu operieren – auch wenn es vielleicht gar nicht notwendig wäre. Wenn das so ist, dann sollte man es auch sagen. In beiden Fällen.

Wolfgang Koydl



Trumps linke Helfer

Der Aufstieg von Autokraten wie Trump hat eine Ursache: Die sozialdemokratischen Parteien haben versagt. Sie lieferten sich einer neoliberalen Agenda aus und verrieten die Arbeiter. Die Rechte fährt jetzt die Ernte ein.

Von Oskar Lafontaine

Die Wirtschaftsordnung der westlichen Welt führt zur Oligarchie. Als die amerikanischen Gründerväter die Verfassung des «Mutterlandes der Demokratie» schufen, sagte der damalige US-Präsident James Madison: «Die Aufgabe der Regierung ist es, die Reichen vor den Armen zu schützen.» In diesem Geiste wurde das parlamentarische Regierungssystem konstituiert. Als Winston Churchill mit der ihm eigenen Ironie feststellte: «Demokratie ist die schlechteste aller Regierungsformen – abgesehen von all den anderen, die von Zeit zu Zeit ausprobiert worden sind», hatte er das parlamentarische Regierungssystem und den Rechtsstaat im Auge. Bis zum heutigen Tag wird übersehen, dass diese beiden Institutionen die Entwicklung zur Oligarchie nicht verhindern können.

In den Augen des ehemaligen US-Präsidenten Jimmy Carter sind die USA «eine Oligarchie, in der unbegrenzte politische Bestechung herrscht». Der Oberste Gerichtshof der USA bereite der «unbegrenzten politischen Bestechung» den Weg, als er im Jahr 2014 eine Obergrenze für Wahlkampfspenden für verfassungswidrig erklärte.

Verhinderung wirtschaftlicher Macht

Wenn die Europäer sich einbilden, bei uns sei das anders, dann mögen sie sich daran erinnern, dass der ebenfalls als Baulöwe gestartete Silvio Berlusconi der europäische Vorläufer Donald Trumps war. Als Ministerpräsident beschädigte er den Rechtsstaat, indem er auf ihn zugeschnittene Gesetze verabschieden liess, um sich vor einer Strafverfolgung zu schützen. Und wenn in der Bundesrepublik Deutschland das Erbschaftssteuergesetz auf der Tagesordnung steht, kann man beobachten, wie die Mehrheit der gewählten Volksvertreter nach der Pfeife der deutschen Oligarchie tanzt. Betriebsvermögen in Millionen-, ja Milliardenhöhe können weiterhin steuerfrei vererbt werden. Die parlamentarischen Regierungssysteme erfüllen bis zum heutigen Tage die Aufgabe, die Madison ihnen zugewiesen hat.

Der griechische Staatsmann Perikles nannte eine Gesellschaft, in der sich die Interessen der Mehrheit durchsetzen, Demokratie. Dass sich die Interessen der Mehrheit durchsetzen, ist in der Tat der Lackmestest für eine demokratische Gesellschaft. Das Erstarken der Rechten in der

Welt erklärt sich nicht zuletzt damit, dass dieses Kriterium nirgendwo erfüllt ist und die Ungleichheit der Einkommen und Vermögen immer weiter wächst. Die deutschen Ordoliberalen um Walter Eucken und Alexander Rüstow hatten nach dem Zweiten Weltkrieg das Dilemma der parlamentarischen Regierungssysteme im Kapitalismus erkannt. Die Wirtschaftsordnung entscheidet letztendlich darüber, ob sich ein parlamentarisches Regierungssystem zu einer Demokratie entwickeln kann.

Hauptanliegen der Freiburger Ökonomen war die Verhinderung wirtschaftlicher Macht. Und während die deutschen Sozialdemokraten in ihrem Godesberger Programm schrieben: «Mit ihrer durch Kartelle und Verbände noch gesteigerten Macht gewinnen die führenden Männer der Grosswirtschaft einen Einfluss auf Staat und Politik, der mit demokratischen Grundsätzen nicht vereinbar ist», und blauäugig forderten: «Die Bändigung der Macht der Grosswirtschaft ist darum zentrale Aufgabe einer freiheitlichen Wirtschaftspolitik», wussten die Ordoliberalen, dass das ein frommer Wunsch bleiben würde. Sie waren überzeugt:

Der Wall Street kann es ziemlich egal sein, wer US-Präsident wird.

Wenn die wirtschaftliche Macht gross genug ist, dann ist sie nicht mehr zu kontrollieren.

Trotz der Erfahrungen in der Bankenkrise, in der die Finanzindustrie die Haushaltspolitik der Staaten bestimmte, mit der Folge, dass für die soziale Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen kein Geld mehr da war, werden daraus keine Konsequenzen gezogen. Vielmehr macht die Finanzindustrie weiter wie bisher, und in vielen Ländern werden, bis zum heutigen Tage, Löhne und Renten gekürzt und der Sozialstaat und die Arbeitnehmerrechte abgebaut.

Dass die Wall Street schon seit Jahren die Politik bestimmt, erfuhr ich, als ich als deutscher Finanzminister vorschlug, die Finanzmärkte zu regulieren. Der damalige Finanzminister Bill Clinton und ehemalige Wall-Street-Banker Bob Rubin und sein Staatssekretär Larry Summers erklärten mir kalt lächelnd, die US-Regierung lehne solche Über-

legungen ab. Schliesslich habe die Wall Street den Wahlkampf Präsident Clintons finanziert.

Nun könnte man einwenden, die Marionette der Wall Street, Hillary Clinton, sei nicht gewählt worden, und das sei doch ein Hinweis auf



Jünger des Neoliberalismus: Schröder, Blair,

die Korrekturfähigkeit des Systems. Aber unter Trump wird es nicht besser. Als Finanzminister des neugewählten Präsidenten sind zwei Wall-Street-Banker im Gespräch, Steven Mnuchin, langjähriger Goldman-Sachs-Banker und Inhaber einer Investmentfirma, sowie Jamie Dimon, der Chef von JP Morgan. Gleichzeitig redet Trump darüber, das Dodd-Frank-Gesetz wieder zu kassieren, in dem minimale Regulierungen des amerikanischen Finanzsektors festgeschrieben wurden. Kommt es so, dann wäre wieder einmal bewiesen: Der Wall Street kann es ziemlich egal sein, wer US-Präsident wird.

Aber warum wählen so viele Arbeitnehmer ihre Metzger selber? Die Antwort ist klar. Die Arbeitnehmer haben seit vielen Jahren in den Parlamenten der Industriestaaten kaum noch

politische Ansprechpartner. Die klassischen sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien, zu denen auch die Demokraten in den USA gehörten, haben die Seiten gewechselt.

Hiess es früher «Wir gegen sie», heisst es heute «Wir gegen die etablierten Parteien». Wir, das waren lange Jahre die Arbeitnehmer, die Gewerkschaften und die traditionellen Arbeiterparteien. Sie, das waren die Konzerne, die Reichen und die sie vertretenden konservativen Parteien. Dieses Gegeneinander gibt es nicht mehr. Vielmehr haben die klassischen Arbeiterparteien in der Regierungsverantwortung ihre Klientel noch mehr gepeinigt als die konservativen Parteien. Gerhard Schröders Agenda 2010 wurde von der *Frankfurter Allgemeinen* als «der grösste Sozialabbau nach dem

Kriege» geadelt. Bill Clintons 1996 verabschiedete Sozialhilfereform, die eine deutliche Kürzung von Geld- und Sachleistungen vorsah, wenn die Betroffenen sich nicht genug um einen neuen Arbeitsplatz bemühten, war für Schröders Reformwerk das Vorbild.

Die Jünger des Neoliberalismus an der Spitze der ehemaligen Arbeiterparteien schlugen Warnungen wie die des französischen Anthropologen Emmanuel Todd in den Wind. Als Schröder im Jahre 2003 seine Regierungserklärung zur Agenda 2010 abgab, sagte der französische Intellektuelle: «Man darf davon ausgehen, dass eine Deregulierung nach amerikanischer Art in den Ländern, in denen das Solidaritätsprinzip noch sehr stark verankert ist, der extremen Rechten starken Zulauf verschaffen wird.» Den Zusammenhang zwischen dem Abbau des Sozialstaats und dem Erstarren der Rechten haben Politiker wie Sigmar Gabriel, Frank-Walter Steinmeier oder François Hollande und Manuel Valls bis zum

Es scheint so, als habe die Welt aus dem Niedergang der Weimarer Republik nichts gelernt.

heutigen Tage nicht verstanden. Der Befund ist eindeutig. Der Schwenk der traditionellen Arbeiterparteien zum Neoliberalismus ist die entscheidende Ursache für den Aufstieg rechter Parteien und Autokraten in der Welt.

Tsipras, Sanders, Corbyn

Die strukturellen Bedingungen für diese Entwicklung liegen in der Wirtschaftsordnung. Die Oligarchie hat tausend Krakenarme. Sie füttert die Clintons, die Blairs und die Schröders und glorifiziert sie in ihren medialen Sprachrohren als grosse Staatsmänner und Reformer.

Und wenn es doch einer mal versucht und diese Wirtschaftsordnung ernsthaft in Frage stellt, dann lernt er die gesellschaftlichen Machtstrukturen kennen. Alexis Tsipras haben sie in Europa schnell auf den rechten Weg gebracht. Bernie Sanders wurde vom Parteiestablishment der Demokraten mit unfairen Tricks verhindert, und Jeremy Corbyn drohte ein britischer General in der *Sunday Times* schon mal vorsorglich mit einem Putsch. Auch in der Vergangenheit waren Salvador Allende und Mohammad Mossadegh herausragende Beispiele für die Fähigkeit des «Systems», die Entwicklung anderer Wirtschaftsordnungen und Machtstrukturen zu verhindern. Es scheint so, als habe die Welt aus dem Niedergang der Weimarer Republik und dem Aufstieg Hitlers nichts gelernt.

Oskar Lafontaine, 75, war SPD-Kanzlerkandidat und deutscher Finanzminister in der Regierung von Gerhard Schröder. Er ist heute Fraktionschef der Linken im saarländischen Landtag.



Clinton, Steinmeier.

Personenkontrolle

Keller, Wolff, Leupi, Stocker, Leuthard, Parmelin, Ritter, Flückiger, Selmayr, Juncker, de Watteville, Glarner

«Kein Schweinefleisch» – das war schwarz auf weiss die Auflage der Baselbieter Gemeinde Binningen, als sie im letzten Frühling ihre Submission «Mittagstisch» startete. Gesucht wurde ein Caterer, um Primaschüler und Kindergärtler zu verpflegen. Aufgrund eines Berichts in der *Weltwoche* verlangte die örtliche SVP in einem Vorstoss, den Schweinefleisch-Verzicht zurückzunehmen. Sie vermutete Druck muslimischer Eltern hinter der Auflage. Darauf behauptete der Gemeinderat unter Führung von Präsident Mike Keller (FDP), es stimme gar nicht, dass es an Binninger Mittagstischen kein Schweinefleisch mehr gebe. Die Formulierung «kein Schweinefleisch» in der Ausschreibung sei lediglich «nicht glücklich gewählt» gewesen. Der neue Caterer könne weiterhin Schweinefleisch liefern, müsse den Kindern jedoch ohne Aufpreis eine Alternative ohne Schwein anbieten. Der Binninger Einwohnerrat hiess die abenteuerliche Umdeutung nun gut und lehnte den Vorstoss der SVP mit 24 zu 15 Stimmen ab. (are)

Weil seine Söhne auf dem besetzten Koch-Areal aktiv sind, trat der Zürcher Stadtrat **Richard Wolff** (AL) bekanntlich das Dossier an Kollege **Daniel Leupi** (GP) ab. Letzte Woche deckte die *Weltwoche* auf, dass auch Leupis Jungmannschaft in dieser Szene «verkehrt». Leupi reagierte mit einer «Richtigstellung»: Seine Sprösslinge verkehrten nicht in der Besetzerszene, sie hätten nur gelegentlich Parties auf dem Koch-Areal besucht. Doch genau das hatte die *Weltwoche* geschrieben und sogar hervorgehoben, dass die jungen Leupis anders als die Wolffs nie aktiv in Erscheinung getreten waren. Stadtrat Leupi dementiert also etwas, was wir gar nie behauptet haben – und erinnert damit an seine 2008 gestrauchelte Partiekollegin **Monika Stocker**, welche dieselbe Gewohnheit hatte. (axb)

Doris Leuthard (CVP) wollte am 9. November mit dem Bundesratsjet nach Rom aufbrechen – um an einem Symposium zum Gotthard-Basistunnel und an einer «Serata Gottardo» teilzunehmen. Leider war der Bundesratsjet bereits unterwegs in Richtung Kosovo. Das Verteidigungsdepartement von **Guy Parmelin** (SVP) hatte für die Sicherheitspolitische Kommission ein *Reisli* mit Besuch der im Kosovo stationierten Swisscoy-Truppe organisiert. So musste sich Leuthard mit ihrer Delegation in den viel kleineren zweiten Bundesratsjet



Ersatz-Jet nach Rom: Bundesrätin Leuthard.



Brüsseler Schulterklopfen: Martin Selmayr.



Falsches Dementi: Stadtrat Leupi (SP).



Nichts zu sagen: Reitschul-Aktivistinnen.

zwängen. Trotz enger Platzverhältnisse kam man heil in Rom an. (hmo)

Bauernpräsident **Markus Ritter** (CVP) und SVP-Nationalrätin **Sylvia Flückiger** sind in Bern nicht gerade als Stimmungskanonen bekannt. Aber am letzten Montag, in einer ansonsten eher trockenen Sitzung der Wirtschaftskommission, sorgten die beiden ungewollt für Heiterkeit. Ritter liess seine Kollegen einleitend wissen, er habe in der Nacht vom 8. auf den 9. November schlecht geschlafen. Etwas später war die Reihe an Flückiger. Auch sie beklagte sich über Schlafstörungen. Grosses Gelächter in der Kommission: Was wohl bei Ritter und Flückiger Schlafstörungen verursacht haben könnte? Die Trump-Wahl oder anderweitige gemeinsame Aktivitäten? (hmo)

Dickes Lob aus höchstem europäischem Munde gab es vergangene Woche in Zürich. **Martin Selmayr**, Kabinettschef von **Jean-Claude Juncker**, pries im Europainstitut der Universität das vorbildliche Verhalten der Schweiz bei der Umsetzung von EU-Vorgaben in der Flücht-



Schlaflose Nächte: Sylvia Flückiger (SVP).

lingspolitik. Sie sei das einzige Land, das alle Migranten aufgenommen habe, deren Aufnahme sie versprochen habe. «Kein EU-Mitglied hat das gemacht», hob Selmayr hervor. Im Publikum sass nickend ein dankbarer Zuhörer: EU-Chefunterhändler **Jacques de Watteville**. (ky)

Am 7. Juli wurde eine 23-jährige Pflegefachfrau und Reitschul-Aktivistin im aargauischen Oberwil-Lieli auf frischer Tat ertappt, als sie feministische und linke Kampfparolen gegen Gemeindepräsident und SVP-Nationalrat **Andreas Glarner** auf Strassen und an Hauswände sprayte. Die *Weltwoche* bat die Frau um eine Stellungnahme und bot ihr eine Plattform, damitsielegal und unzensuriert der Öffentlichkeit ihre Meinung und Wut erklären kann. Die Anfrage blieb unbeantwortet. Auch vor dem Staatsanwalt, der ihr am 8. September eine Strafzahlung von 2575 Franken aufbrummte, verweigerte sie jede Aussage. Die junge Frau focht den Strafbefehl trotzdem an, doch dann erschien sie nicht vor Gericht, womit die Verurteilung rechtskräftig ist. Der Leerlauf kostet sie nun weitere 530 Franken. (axb)

Nachruf



«Islamisches Erwachen»: Mohammed Surur.

Mohammed Surur (1938–2016) — Als Ikone des «islamischen Erwachens» verehrten ihn seine Anhänger, als Normalisierer des Extremismus fürchteten ihn seine Feinde im Westen. Seinen Ruf und Einfluss begründete Mohammed Surur mit der Verknüpfung zweier Weltanschauungen, die sich zuvor feindlich gegenüberstanden hatten. Er verband den unpolitischen fundamentalistischen Salafismus und die militante Weltanschauung der Muslimbruderschaft miteinander. Durch dieses brandgefährliche Gemisch aus Religion und Gewalt legte der gebürtige Syrier die Grundlage für die Terrormilizen der al-Qaida und des Islamischen Staates. Dabei erwarb er sich so viel Respekt, dass Abu Bakr al-Baghdadi, der spätere IS-«Kalif», bei ihm Koranstunden nahm, wie Surur in seinem letzten Buch schreibt. Der studierte Mathematiklehrer führte ein unstetes Leben. Seine syrische Heimat verliess er als Dreissigjähriger, weil das Regime Assad damals konservative islamische Prediger der Muslimbruderschaft unterdrückte. In Saudi-Arabien, wo er Zuflucht fand, kam Surur in Kontakt mit Anhängern des ägyptischen Muslimbruders Sayyid Qutb, des Vaters des zur Gewalt aufrufenden Isla-

mismus. Surur politisierte die wahhabitischen Lehren Saudi-Arabiens, die ursprünglich auf das soziale Leben beschränkt waren. Weshalb er auch aus Saudi-Arabien flüchten musste. Die Behörden warfen ihm vor, mit seinen Schriften gegen die Monarchie zu agitieren. In Kuwait, seiner nächsten Station, schrieb Surur für ein islamisches Politmagazin. Doch nach zehn Jahren wurde sein Treiben auch der kuwaitischen Regierung zu bunt. Surur zog nach Grossbritannien und gründete in Birmingham ein «Forschungsinstitut», dessen radikale Publikationen in der arabischen Welt auf den Index kamen, was sein Ansehen bei seinen Fans noch erhöhte. Im syrischen Bürgerkrieg forderte er seine Anhänger auf, den Rebellen in den von ihnen eroberten Gebiete beizustehen – ohne allerdings selber in seine alte Heimat zurückzukehren. Am vergangenen Freitag ist Surur nach langer Krankheit in Doha gestorben. Zum Totengebet strömten Tausende seiner Fans, darunter auch Mitglieder des katarischen Herrscherhauses, Hamas-Politiker, Palästinenser und Vertreter Saudi-Arabiens.

Pierre Heumann

HUBLOT



BIG BANG UNICO

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com

hublot.com • f • t • i

Morgen in Amerika

Von Urs Gehriger — Seit seiner Wahl zum 45. US-Präsidenten scheint Trump nicht mehr derselbe zu sein. Ein neuer Ton. Ein neuer Auftritt. Alles bloss Farce? Vielleicht. Aber es gibt Grund zur Zuversicht. Trumps Wahl hat das Potenzial für eine Wende zum Positiven.

Es ist Monumentales geschehen in jener Nacht. Da war das nervenzerfressende Wahlfinale. Der sensationelle Sieg des Underdogs. Schliesslich der Einmarsch des frischgebackenen Präsidenten samt Familie und Wahlkampftruss zu Jerry Goldsmiths Filmmusik aus «Air Force One» (1997), intoniert mit schmetternden Waldhörnern, Beckenschlägen und massiertem Streichereinsatz.

Ladies and gentlemen, the Eagle has landed.

Aber all das ist nicht, was hier gemeint ist. Es war etwas an Donald J. Trump selbst, das monumentales Kräuseln auslöste. Eine Art tektonische Plattenverschiebung tief in seinem Innern schien sich ereignet zu haben, die sich zuerst in seiner Stimme manifestierte, als er um 2 Uhr 48 im «New York Hilton Midtown» in Manhattan zu seiner Siegesrede ansetzte. Er habe eben einen Telefonanruf bekommen von seiner geschlagenen Rivalin, Hillary Clinton. Er habe ihr zu ihrer harterkämpften Kampagne gratuliert. Dann in samtenem Ton: «Wir schulden ihr tiefe Dankbarkeit für ihren Dienst an unserem Land ... Ich meine das sehr ernst. Hillary hat sehr lang und sehr hart gearbeitet...»

«Lock her up!» (Sperrt sie ein!), bellt in diesem Moment einer im Publikum dazwischen. Unverzüglich stösst ihm sein Nachbar in die Rippen. «Shut up!»

«Ich reiche euch die Hand»

Wo während des Wahlkampfes Jahrmarktstimmung und Tumult geherrscht hatten, war nun feierliche Stille. Augenblicklich spürte die Menge: Auf Planet Trump hat eine neue Zeitrechnung begonnen. Vorbei war's mit den Zoten, Beleidigungen, dem oft infantil anmutenden Triumphgeschrei des Kandidaten Trump. Seit der Minute, da er zum 45. US-Präsidenten gewählt worden war, begann er «präsidial» zu werden.

Er sprach von Brücken, Strassen und Flughäfen, die es zu reparieren gelte, und vor allem von der Gesellschaft, deren Wunden er heilen wolle. «Ich verspreche allen Bürgern, dass ich der Präsident aller Amerikaner sein werde. Allen, die mich nicht gewählt haben, und das waren einige, sage ich: «Ich reiche euch die Hand und bitte um euren Ratschlag und eure Hilfe, damit wir zusammen ans Werk gehen und unser grosses Land vereinen können.»»

Nun kann man richtigerweise einwerfen, es sei Pflicht eines demokratisch gewählten Präsidenten, die Arme auszubreiten und seine Geg-

ner zu umarmen. Und Güte zu zeigen – nach Churchill, der sagte: «In victory: magnanimity». Im Sieg: Grossmut. Doch es stand Trump noch etwas anderes ins Gesicht geschrieben.

Über das Jahr hinweg habe ich Trump an verschiedenen Wahlveranstaltungen beobachtet. Nun, da er sich nach seiner Siegesrede einen Meter vor mir händeschüttelnd durch die Menge kämpfte, waren seine Züge verkrampft, die Mundwinkel nach unten gezogen, die Augen wässrig. Sein Gesicht sah aus wie das eines Kindes, das geweint hat und nun schwer um die Fassung ringt.

Tags darauf sitze ich bei einem Nachtessen mit Mitarbeitern aus dem erweiterten Wahlkampfteam, die während des Wahlfinals im Trump Tower waren. Sie berichten von einem

«Es dauert halt eine Weile, bis sich die Menschen in der neuen Realität zurechtfinden.»

leisen, ja demütigen Trump. Als sich nach den Siegen in den Gliedstaaten Florida, Ohio und North Carolina das Blatt zu seinen Gunsten gewendet hatte, sei er immer stiller geworden. Das Team habe sich die Hände wund geklatscht, sei sich in die Arme gefallen, habe Freudenschreie ausgestossen. Trump hingegen habe geschwiegen. Als er schliesslich die «Blue Wall» durchbrochen habe, jene Schutzmauer von demokratischen Staaten im Mittleren Westen, sei er ganz verstummt. Hatte er selbst nicht an den Sieg geglaubt? War er völlig überrumpelt?

Zwei Tage nach der Wahl sah die ganze Welt den «neuen» Trump. Mit besten Manieren und voller Lob für den amtierenden Präsidenten («ein grossartiger Mann») bestritt er die traditionelle Visite in seiner neuen Werkstatt.

«Sie sahen ziemlich nüchtern aus, wie Sie dort im Oval Office sassen. Was ist über Sie gekommen?», fragte Interviewerin Lesley Stahl am Sonntag bei Trumps erstem TV-Interview auf CBS. «Ich glaube, ich bin eine nüchterne Person. Ich glaube, die Presse versucht, einen als etwas anderes darzustellen. In meinem Fall mich als einen wilden Mann. Ich bin das nicht, wirklich nicht. Ich bin eine sehr nüchterne Person. Nein, es war Respekt für das Amt, Respekt für den Präsidenten.» (Siehe Interview Seite 20.)

Trump, der Vollprofi? Seine Demut nur Show?

Die simple Antwort lautet: Niemand – ausser Trump selbst – weiss es wirklich. Die Welt hat



Neue Zeitrechnung auf Planet Trump:

ihn als einen Mann kennengelernt, der seine Meinung ziemlich rasch ändern kann, je nachdem, was ihm gerade opportun scheint. Es war unklug, Trumps Wahlkampfretorik als politische Absichtserklärung zu lesen. Ebenso vermessen wäre es, seine Regungen als frischgewählter Präsident zu tief zu deuten. Doch seine ersten Schritte in neuen Würden geben Anlass zur Zuversicht.

Kompromissbereit — Rasch ist aufgefallen, dass Trump inhaltlich «elastischer» geworden ist. Bei «Obamacare» ist er zurückgerudert. Einige Teile der Gesundheitsversicherung könne man vielleicht übernehmen, meinte er. Die versprochene Mauer ist schon um einiges kleiner geworden. «Für gewisse Gebiete» würde er auch einen Zaun akzeptieren. Und der Sonderstaatsanwalt, den er auf Clinton ansetzen wollte wegen ihrer E-Mail-Affäre, um sie «hinter Gitter» zu bringen? «Ich will ihnen [den Clintons] nicht weh tun», sagte er auf CBS. «Sie sind gute Leute.» Er wolle sich auf Arbeitsplätze, Gesundheitswesen, Einwanderung konzentrieren «und das Land ins Lot bringen». Vernünftigt, nicht?



Donald Trump mit Sohn Barron und Gattin Melania.

Proteste — Seit der Wahl ziehen Demonstranten durch zahlreiche Städte der USA und skandieren: «He's not my president.» Die meisten von ihnen tun's friedlich, doch immer wieder kommt es zu Gewaltausbrüchen. Ganze sechs Tage liess Obama verstreichen, bis er am Montag sagte: «Die Menschen haben gewählt. Donald Trump wird der nächste Präsident sein. Wer ihm die Stimme nicht gegeben hat, muss akzeptieren, dass Demokratie so funktioniert», um dann nachzuschieben: «Es dauert halt eine Weile, bis sich die Menschen in der neuen Realität zurechtfinden.» Ein Aufruf gegen Gewalt tönt anders.

Nach den Wahlen kam es auch zu vereinzelten Übergriffen von Trump-Anhängern gegen Latinos und Muslime. Anders als Obama reagierte Trump unmissverständlich. «Es betrübt mich, dies zu hören. Ich sage direkt in die Kamera: <Stop it.>» So tönt ein Präsident.

Personal — Direkt nach der Wahl zog sich Trump mit seinem Zirkel in den Trump Tower an der Fifth Avenue zurück, um sein Team fürs Weisse Haus zusammenzustellen. Zur Beset-

zung der Schlüsselämter nahm sich Trump mehr Zeit als frühere Präsidenten. Bis Redaktionsschluss (Dienstagabend) hat er erst zwei Schlüsselpositionen besetzt. Doch diese lassen bereits erahnen, was Trump im Schild führt.

Reince Priebus, 44, hat er zum Stabschef ernannt. Der Stabschef ist eine Art direkter Assistent des Präsidenten und wird oft als «zweitmächtigster Mann» bezeichnet. Mit Priebus hat Trump einen mit allen Wassern gewaschenen Washington-Insider ins Zentrum seiner Regierung gestellt. Er ist Vorsitzender des Republican National Committee (RNC) und verfügt über beste Beziehungen im Lager jener Konservativen, die Trump die Gefolgschaft verweigert oder grosse Distanz markiert hatten – allen voran Schlüsselfigur Paul Ryan, der Mehrheitsführer im Repräsentantenhaus.

«Verrat!», mögen all jene schreien, die sich wünschten, dass Trump in Washington «Dinge in die Luft sprengt», wie er es im Wahlkampf gerne herumposaunte. Die Ernennung von Priebus ist ein Zeichen der Vernunft. Die Republikaner haben die Mehrheit in beiden Kongresskammern und sind landesweit so stark

wie seit den zwanziger Jahren nicht mehr – bis zu den Zwischenwahlen 2018 eine exzellente Ausgangslage, um zügig Weichen zu stellen. In Priebus hat Trump einen Mann seines Vertrauens und der Professionalität. Der Stille aus Wisconsin war von Beginn weg mit Trump im Schützengraben und blieb ihm selbst in den bittersten Stunden treu. Und er ist ein effizienter Manager, der das komplexe Räderwerk des Regierungsapparats zum Laufen bringen kann.

Chefstrategie mit Löwenmähne

Die zweite Personalie hat bereits heftige Reaktionen ausgelöst. Steve Bannon, 62, Trumps scharfzüngiger Wahlkampfleiter, bekommt den Posten des Chefstrategen und höchsten Präsidentenberaters. Es ist ein Amt, das Männern wie Karl Rove (unter George W. Bush) und John Podesta (unter Obama) direkte Einflussnahme aufs Weltgeschehen ermöglicht hatte. Flüchtig betrachtet, erinnert Bannon bisweilen an einen Anarcho-Sponti. Der Mann mit der nachlässig gebändigten Löwenmähne, dem verwegenen Blick und dem ausgebeulten Sakko machte im Wahlkampf keinen Hehl aus seiner Absicht, die Republikanische Partei niederzureissen und Washington umzupflügen.

Etliche Demokraten und die Mainstream-Medien, die bisher bei fast allen Trump-Deutungen mit schlafwandlerischer Sicherheit danebenzielten, sehen in Bannon ausserdem einen «weissen Nationalisten». Als Leiter der rechtskonservativen Nachrichten-Website Breitbart.com habe er, so ihr Vorwurf, der Alternativen Rechten (Alt-Right), deren Mitglieder von vielen als «Neonazis in Nadelstreifen» gesehen werden, Tür und Tor geöffnet.

Leute, die Bannon seit langem kennen, halten dagegen. Exklusiv für die *Weltwoche* meldet sich sein langjähriger Freund, Drehbuchautor, Produzent und Regisseur McKay Daines, zu Wort. Er beschreibt Bannon als Konservativen in der Tradition Reagans. «Genau wie sein Vorbild Ronald Reagan will er die Nation retten, die in Schulden ertrinkt und in ihrer globalen Führungsrolle ins Straucheln geraten ist.» (Seite 24)

Yin und Yang — Die Berufung von Bannon und Priebus muss man als Paket sehen. Sie sagt einiges aus über Trumps Managerinstinkt. Mit Bannon und Priebus bringt er die Extreme zusammen und positioniert sie nach der Philosophie des Yin und Yang mitten im Machtzentrum als polar einander entgegengesetzte und dennoch aufeinander bezogene Kräfte. Bannon ist Feuer. Priebus ist Wasser. Bannon, der Gralshüter der populistischen Revolte. Priebus, der Meister des Washingtoner Räderwerks. Wird der eine stärker als der andere, hat Trump Trouble in der Herzkammer. Wenn sie auf Augenhöhe kooperieren, wie sie es im Wahlkampf getan haben, werden sie Präsident Trump zu Höchstleistungen antreiben. >>>

Globale Bewegung — Zuversichtlich stimmen auch die weiteren Kandidaten für Trumps Administration: Rudy Giuliani, ehemals Bürgermeister von New York, der mit eisernem Besen kehrte und die Stadt von Kriminalität und Schmutz befreit hat. Newt Gingrich, Konservativer von altem Schrot und Korn, Rädelführer der letzten republikanischen Revolution in den Neunzigern. Oder Jeff Sessions, Senator aus Alabama und der erste Politiker, der sich hinter Trump stellte.

Sessions, ein Hardliner bei Immigrationsfragen (laut Trump «hochrespektiert in Washington und schlauer, als der Himmel es erlaubt»), sagte an der Wahlfeier letzte Woche im Gespräch mit der *Weltwoche*: «Heute Nacht sind wir mit unseren Cousins in Britannien vereint. Zuerst kam Thatcher, dann Reagan, darauf Brexit und jetzt Trump.» Er prognostizierte Auswirkungen der Trump-Wahl auf ganz Europa. Denn was Trump an die Macht getragen habe, sei nicht bloss eine amerikanische, sondern eine globale Bewegung. «Es ist eine Revolte gegen die Eliten, überall in der westlichen Welt!»

Effekt auf Europa — Jeff Sessions dürfte richtigliegen. Der Aufstand gegen die Eliten ist in Europa längst im Gang. Er hat vor Trump begonnen. Es ist eine Plattenverschiebung in der westlichen Politik, die mit Trump einen neuen, heftigen Stoss erhalten hat. Vielleicht wirkt der Trump-Schock als Weckruf, die Proteste wider EU-Zentralismus und abgehobene Supremate ernst zu nehmen.

In Bezug auf Grossbritannien wird die Wahl Trumps möglicherweise bald erste Auswirkungen haben. Nach einem Treffen mit dem neuen Präsidenten hat Brexit-Anführer Nigel Farage verkündet: Trump werde Grossbritannien als Handelspartner wieder vorne in der Schlange einreihen (Obama warnte vor dem Brexit, Grossbritannien müsse nach einem EU-Austritt hinten anstehen). Und noch eine gute Nachricht hat Farage parat: Churchill werde wieder im Oval Office einziehen. (Obama hatte die Büste des grossen Staatsmanns nach Amtsantritt entfernen lassen.) Wenn das also kein gutes Omen ist?

Wetten, dass...?

Im Februar hatte ich 1200 Franken auf Trump gesetzt, nachdem ich verblüfft beobachtet hatte, welch erstaunliche Bewegung der Bau-Tycoon ins Leben gerufen hatte. Ich bin hier und jetzt bereit, meinen Gewinn aufs Neue einzusetzen: «Wetten, dass... es Amerika nach vier Jahren Trump besser geht als heute.» Trump wird Arbeitsplätze schaffen, die Wirtschaft ankurbeln und die Weltpolitik mit Augenmass mitgestalten. Eine leichtsinnige Prognose? Vielleicht. Doch ich traue dem vielgeschmähten Trump zu, dass er all seine Kritiker überraschen wird und nach vier Jahren harter Arbeit mit Ronald Reagan sagen kann: «It is morning again in America.» ○

Parteien

Aufstand der Aussenseiter

Von Wolfgang Koydl — Donald Trumps Sieg hat verwandten politischen Bewegungen in Europa Auftrieb gegeben. Wahlen in den nächsten zwölf Monaten können das Gesicht der EU nachhaltig verändern.

Klaus Welle ist Generalsekretär des Europaparlaments. Das klingt nicht nur wie ein knochentrockener Verwaltungsjob, die Aufgaben sind in der Tat in erster Linie administrativer Natur. Doch Welle ist auch einer der klügsten Denker im EU-Apparat, ein scharfsinniger politischer Analytiker.

Seit einiger Zeit denkt Welle über das Phänomen jener politischen Kräfte in Europa und in den USA nach, die pauschal und unüberlegt als «Populisten» verunglimpft werden. Der Eurokrat ist allerdings nicht der Einzige, der glaubt, dass dieser Begriff zu kurz greift. «Da draussen ist eine ganz neue politische Familie entstanden», erklärte Welle in einem Gespräch mit der *Weltwoche*. «Sie weiss noch nicht, dass sie eine Familie ist, und sie hat noch nicht einmal einen gemeinsamen Namen.»

Diesen Namen hat der Parlamentssekretär bereits gefunden. Er nennt sie Sozialnationalisten, weil sie zum einen angeben, dass ihnen die Anliegen des kleinen Mannes am Herzen liegen. Zum anderen predigen sie einen Rückzug aus der Globalisierung in die Sicherheit des Nationalstaates. Den täuschend ähnlich klingenden Begriff Nationalsozialisten lehnt Welle ab. Er ist eindeutig belegt und belastet, und die neuen sozialnationalistischen Bewegungen unterscheiden sich deutlich von den mörderischen Rassenideologien der dreissiger Jahre des 20. Jahrhunderts.



Neue politische Familie: Generalsekretär Welle.

Der Wahlsieg von Donald Trump hat dieser neuen politischen Familie in Europa Auftrieb gegeben. In den kommenden zwölf Monaten finden hier Wahlen statt, deren Ergebnisse das Gesicht der EU nachhaltig verändern könnten. Im November 2017 ist sie unter Umständen nicht wiederzuerkennen.

Bulgarien und Moldau: In diesen Balkanstaaten begann am Wochenende die sozialnationalistische Erfolgsserie. Beide Länder wählten Männer zu Präsidenten, die über keine politische Erfahrung verfügen und für einen Bruch mit Establishment und Status quo eintreten. Sowohl der Bulgare Rumen Radew als auch der Moldauer Igor Dodon sind für ein engeres Verhältnis zum Russland Wladimir Putins. Bezeichnend ist, dass ihre unterlegenen Widersacherinnen zwei Frauen mit eindeutig proeuropäischer Agenda waren.

Österreich: Hier wird am 4. Dezember – im vierten Anlauf nach Wahlanfechtungen und Unregelmässigkeiten – endlich ein neuer Präsident gewählt. Obwohl das österreichische Staatsoberhaupt nicht dieselben Vollmachten hat wie der US-Präsident, dürfte ein Sieg von Norbert Hofer, dem Kandidaten der Freiheitlichen Partei Österreichs, die EU nicht weniger erschüttern als die Wahl von Trump. Hofers Partei geht auf Distanz zur EU und bekämpft die von Berlin vorgegebene Flüchtlingspolitik. Nach Umfragen liegt Hofer knapp vor seinem grünen Gegenkandidaten Alexander Van der Bellen.

Italien: Hier geht es – ebenfalls am 4. Dezember – eigentlich nur um ein Referendum, mit dem Premierminister Matteo Renzi eine Verfassungsreform absegnen lassen möchte. Alles deutet freilich darauf hin, dass die Bürger den Volksentscheid zum Scherbenegericht über die Regierung umfunktionieren wollen. Eigentlich kein Wunder, denn Renzi ist der dritte Regierungschef in Folge, der nicht durch Wahlen, sondern durch parteiinterne Absprachen an die Macht gelangte. Anfangs hatte er für den Fall einer Niederlage im Referendum mit seinem Rücktritt gedroht. Nun, da eine Ablehnung immer sicherer erscheint, will er in jedem Fall im Amt bleiben. Neuwahlen werden gleichwohl immer wahrscheinlicher – mit dem Movimento Cinque Stelle von Beppe Grillo und der Lega Nord als sicheren Siegern. Beide bezeichnen sich als



Norbert Hofer, Österreich.



Geert Wilders, Niederlande.



Marine Le Pen, Frankreich.



Rumen Radew, Bulgarien.

«Trumpisti» – Seelenverwandte des neuen US-Präsidenten.

Dänemark: Ein Datum für Wahlen steht zwar noch nicht fest, aber die rechtsliberale Minderheitsregierung von Lars Lokke Rasmussen wackelt wie ein angefallener Zahn. Beobachter gehen davon aus, dass nach Neuwahlen die Dänische Volkspartei – die als Stammutter von Europas Populisten gilt – erstmals den Regierungschef stellen wird. Ihr Vorsitzender Kristian Thulesen Dahl begrüßte die Wahl Trumps und nannte sie einen «gewaltigen Nasenstüber für die Elite».

Niederlande: Ein neues Parlament wird am 15. März gewählt, und Geert Wilders' sozialnationalistische Freiheitspartei hat die besten Aussichten, erstmals stärkste Kraft zu werden. Dann könnte der Blondschoopf Ministerpräsident werden – zum grossen Schrecken anderer EU-Regierungschefs, die mit ihm zusammenarbeiten müssten. Trumps Wahl kommentierte Wilders mit einem Tweet: «Die Menschen [in Amerika] holen sich ihr Land zurück. So wie wir auch.»

Frankreich: Der grösste Preis für die sozialnationalistische Familie. Es gilt als sicher, dass Marine Le Pen vom Front national nach der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen am 23. April souverän in die Stichwahl am 7. Mai einziehen wird. Die Chancen, dass sie den Elysée-Palast erobert, stehen besser als fünfzig zu fünfzig. Ihr engster Mitarbeiter, Florian Philippot, meinte zur Niederlage Hillary Clintons prophetisch: «Ihre Welt bricht zusammen. Unsere wird aufgebaut.»

Deutschland: Der Reigen beginnt am 12. Februar mit der Wahl eines neuen Bundespräsidenten. Die Wähler haben keinen Einfluss, der nächste Mieter von Schloss Bellevue wird von den Parteiführern ausgekungelt. In diesem Jahr ist das Spektakel noch unwürdiger als auch schon und dürfte so zu einem weiteren Sargnagel für die Reputation der politischen Elite werden. Damit dürfte sicher sein, dass die Alternative für Deutschland (AfD) ihren Siegeszug fortsetzen und in die Landtage des Saarlands (26. März) sowie von Schleswig-Holstein (7. Mai) und Nordrhein-Westfalen (14. Mai) einziehen wird. Auch im neuen Bundestag, der im kommenden September gewählt wird, dürfte die Truppe um Frauke

EU-Spitzenmann Selmayr warnte vor einem «Horror-Szenario» beim nächsten G-7-Treffen.

Petry und Björn Höcke vertreten sein – die Frage ist nur noch, ob mit einem ein- oder zweistelligen Ergebnis. Eine Machtoption hat die Alternative für Deutschland zwar nicht, aber Angela Merkel dürfte es schwerfallen, eine mehrheitsfähige Regierung zusammenzuzimmern.

Spanien: Fast ein Jahr dauerte es, bis das Land wieder eine Regierung bekam. Doch sie dürfte 2017 einer ernsten Bewährungsprobe unterzogen werden. Bis September will Katalonien ein bindendes Referendum über die Unabhängigkeit des Landesteils durchführen. Ressentiments gegen die Globalisierung und eine

Rückbesinnung auf nationale Identitäten sind auch hier die treibenden Kräfte.

Tschechien: Bei den für kommenden Oktober angesetzten Parlamentswahlen dürfte der ANO-Partei des Unternehmers Andrej Babis der endgültige Durchbruch gelingen. Der Name ist ähnlich programmatisch wie jener der Alternative für Deutschland. «Ano» heisst auf Tschechisch «ja», ist aber auch die Abkürzung für «Aktion unzufriedener Bürger». Derzeit liegt die Partei um zehn Prozentpunkte vor der lange Jahre dominierenden Sozialdemokratischen Partei.

Es ist gerade mal ein halbes Jahr her, da setzte ein anderer mächtiger Eurokrat einen Tweet ab. Martin Selmayr, Kabinettschef von EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker, warnte vor einem «Horror-Szenario» beim nächsten G-7-Treffen im Sommer 2017 in Deutschland: Da könnten Donald Trump, Marine Le Pen, Boris Johnson und Beppe Grillo ihre Aufwartung machen. Deshalb sei es so wichtig, den «Populismus» zu bekämpfen. Bis jetzt hat es nicht so recht geklappt mit diesem Kampf: Trump wurde bereits von Angela Merkel eingeladen. Johnson kommt als Außenminister.

Bei einem Auftritt vergangene Woche vor dem Europa-Institut in Zürich war Selmayr noch düsterer: In der EU gebe es derzeit nur zwei stabile Regierungen – die von Viktor Orbán in Ungarn und jene von Beata Szydło in Polen. Sehr wahrscheinlich werden sie bis kommenden November ideologische Unterstützung erhalten. ○

«Ich bin eine sehr nüchterne Person»

Am letzten Sonntag strahlte der TV-Kanal CBS das erste Interview mit Donald Trump nach seiner Wahl zum Präsidenten aus. In der traditionsreichen Sendung «60 Minutes» stellte die altgediente Journalistin Lesley Stahl die Fragen.

Well, Glückwunsch, Mr Trump. Sie sind *President-elect*.

Danke.

Wie überrascht sind Sie?

Ich hatte wirklich das Gefühl, dass es für uns gut lief. Ich stand am Ende einer ununterbrochenen, 21-tägigen Serie von Reden, oft viele am selben Tag, und in den letzten beiden Tagen hatte ich wirklich eine ziemlich wilde Zeit. Ich hielt sechs Reden und dann nochmals sieben.

Aber alle glaubten, Sie würden verlieren.

Ich weiss. Ich hielt meine letzte Rede in Michigan um ein Uhr früh, und wir hatten 31 000 Leute, viele ausserhalb der Arena. Und ich hatte das Gefühl ... als ich wegging, sagte ich: «Wie können wir verlieren? Dies schaut nicht nach einem 2. Rang aus.»

Ich habe gehört, dass Sie in der Wahlnacht ganz still waren. Realisierten Sie, was für eine enorme Sache auf Sie zukommt?

Ich glaube, es ist enorm. Ich habe viele grosse Dinge gemacht. Aber nie so etwas wie dieses. Es ist so gross – es ist so enorm, so erstaunlich ...

Schnürte es Ihnen gewissermassen die Kehle ab? Konnten Sie nicht mehr sprechen?

Ein wenig, ein wenig. Ich realisierte, dass dies für mich ein ganz anderes Leben sein würde.

Hillary hat Sie angerufen. Erzählen Sie.

Also Hillary rief mich an, und es war ein schönes Gespräch. Es war hart für Sie, anzurufen, will sagen, ich kann mir das vorstellen. Härter für sie, als es für mich gewesen wäre, aber auch für mich wäre es sehr, sehr schwer gewesen. Sie hätte nicht freundlicher sein können. Sie sagte einfach: «Gratulation, Donald, gut gemacht.» Und ich sagte: «Ich möchte Ihnen sehr danken, Sie waren eine grossartige Konkurrentin.» Sie ist sehr stark, sehr geschickt.

Und Bill Clinton? Haben Sie mit ihm gesprochen?

Er rief mich gestern Nacht an. Und hätte nicht liebenswürdiger sein können. Er sagte, es sei eine erstaunliche Kampagne gewesen. Eine der erstaunlichsten, die er je gesehen habe.

Er hat das gesagt?

Er war sehr, sehr – wirklich freundlich.

Es war eine ziemlich hässliche Kampagne. Bereuen Sie etwas von dem, was Sie über Hillary gesagt haben?

Nun, es war beidseitig hässlich. Ich meine, sie war hart, und ich war hart. Bereue ich es? Ich sitze jetzt hier mit Ihnen, und wir werden einen grossen Job für das Land machen. Wir werden Amerika wieder gross machen.

Also kein Bedauern?

Ich kann nicht bedauern. Nein – ich wünschte, ich wäre weicher. Ich wünschte, ich wäre netter, ich wünschte vielleicht sogar, dass es mehr um politische Programme gegangen wäre oder wie immer Sie es nennen wollen.

Können wir über Ihr Treffen mit Präsident Obama reden?

Sicher.

Neunzig Minuten. Geplant waren wie viele Fünfzehn?

Maximal fünfzehn. Es hätte eine kurze, kleine Unterhaltung sein sollen und dauerte dann anderthalb Stunden. Es hätte vier Stunden dauern können. Tatsächlich war es fast schwierig, das Gespräch abubrechen, weil wir uns so viele Dinge zu sagen hatten. Er sprach über die guten und die schlechten Dinge. Vieles ist gegenwärtig hart ...

Was zum Beispiel?

Schauen Sie, ich will nichts verraten, aber wir redeten über den Nahen Osten. Da ist eine schwierige Situation. Ich wollte von ihm seine vollständige Meinung dazu, und er teilte sie mir mit, ich bekam einen Gutteil seiner Ansicht zu hören. Und ich bin froh darüber, denn ich werde all dies sehr bald erben. Ich fand ihn toll, sehr geschickt und sehr freundlich. Mit grossem Sinn für Humor, so weit man humor-

«Ich kann nicht bedauern. Nein – ich wünschte, ich wäre weicher.»

voll sein kann, wenn man über schwierige Dinge spricht. Wissen Sie, Obamacare ist schwierig. Das Gesundheitswesen ist schwierig.

Ich wette, er hat Sie gebeten, Obamacare nicht abzuschaffen.

Nein, das hat er mich nicht gebeten, nein. Er erklärte mir die Vorzüge und die Schwierigkeiten. Und wir verstehen diese.

Sie sahen ziemlich nüchtern aus, wie Sie dort im Oval Office sassen. Was ist über Sie gekommen?

Ich glaube, ich bin eine nüchterne Person. Ich glaube, die Presse versucht, einen als etwas anderes darzustellen. In meinem Fall mich als einen wilden Mann. Ich bin das nicht, wirk-

lich nicht. Ich bin eine sehr nüchterne Person. Nein, es war Respekt für das Amt, Respekt für den Präsidenten. Noch einmal, ich habe ihn nie zuvor getroffen, aber die Chemie zwischen uns war sehr gut. Vielleicht bin ich nicht mit ihm einverstanden, aber ich fand das Gespräch unglaublich interessant.

War es nicht peinlich nach allem, was Sie beide übereinander gesagt hatten? Sie sagten von ihm, er sei nicht in diesem Land geboren, er sagte über Sie, Sie seien unqualifiziert ...

Wir sprachen nicht über das, was wir übereinander gesagt hatten. Ich habe schreckliche Dinge über ihn gesagt, er hat schreckliche Dinge über mich gesagt.

Gab es keine Peinlichkeiten?

Ehrlich gesagt, von meinem Standpunkt aus null, null. Und dies ist seltsam. Es erstaunt mich eigentlich, Ihnen dies zu sagen.

Glauben Sie, Ihre Wahl sei eine Zurückweisung seiner Präsidentschaft?

Nein, ich glaube, wir leben schon lange in solchen Zeiten, da die Politiker die Leute im Stich lassen. Sie lassen sie in Bezug auf die Arbeitsplätze im Stich. Sie haben sie sogar in Bezug auf den Krieg im Stich gelassen. Sie wissen, wir führen diesen Krieg seit fünfzehn Jahren.

Die Leute waren wirklich überrascht, als Sie die Wahl gewannen. Werden die Leute auch überrascht sein, wie Sie sich als Präsident verhalten werden?

Wissen Sie, ich werde mich sehr gut verhalten, aber je nach Lage muss man manchmal gröber sein. Wenn ich die Welt anschau und die verschiedenen Staaten, die unser Land ausnützen, dann sage ich – und ich sage es stolz: «America First!»

Werden Sie dieselbe Rhetorik anwenden wie im Wahlkampf? Oder werden Sie diese zügeln?

Nun, manchmal braucht es eine gewisse Rhetorik, um die Leute zu motivieren. Ich will nicht bloss ein kleiner, netter, monotoner Charakter sein, aber manchmal schon.

Können Sie das?

Sicher kann ich das. Ich kann das gut.

Gehen wir rasch einige der Versprechen durch, die Sie gemacht haben, und Sie sagen uns, ob Sie das tun werden, was Sie gesagt haben, oder ob Sie dies auf irgendeine Weise ändern werden. Werden Sie wirklich eine Mauer bauen?

Ja.



«Unglaublich interessant»: der frischgewählte US-Präsident Donald Trump im Gespräch mit CBS-Moderatorin Lesley Stahl.

Im Kongress reden die Republikaner von einem Zaun. Würden Sie einen Zaun akzeptieren?

Für gewisse Gebiete, ja – aber für andere Gebiete ist eine Mauer geeigneter. Ich bin im Bauwesen sehr gut.

Wie verhält es sich mit dem Versprechen, Millionen und Abermillionen von papierlosen Immigranten zu deportieren?

Was wir tun werden, ist Folgendes: Wir werden Leute, die Kriminelle sind oder eine kriminelle Vorgeschichte haben, Bandenmitglieder, Drogenhändler – wir haben viele von diesen Leuten, wahrscheinlich zwei Millionen, es könnten auch drei Millionen sein –, aus dem Land befördern oder einsperren. Wir werden sie aus dem Land befördern, sie sind illegal hier. Nachdem die Grenze einmal gesichert und alles wieder normal ist, werden wir über die Leute, von denen Sie reden, entscheiden. Es sind grossartige Leute, und wir werden einen Entscheid treffen. Aber bevor wir dies tun, wollen wir unsere Grenze sichern.

Sie trafen sich mit Paul Ryan, mit der republikanischen Führung. Auf welche Sache, die Sie sofort in Angriff nehmen wollen, haben Sie sich geeinigt?

Ich würde sagen, es gab mehr als eine Sache, es gab deren drei: Gesundheitswesen, Einwanderung und ein erstrangiges Steuer-gesetz, das die Steuern in diesem Land senkt. Wir werden die Steuern substanziell vereinfachen und herabsetzen.

Und dazu haben Sie die Mehrheit in beiden Häusern?

Ja, ich habe sie im Senat und im Repräsentantenhaus, und wir haben die Präsidentschaft, so dass wir Dinge anpacken können.

Sie haben gesagt, dass Lobbyisten die Politiker in der Tasche haben, weil sie ihnen Geld geben.

Yeah. Und wenn Sie Lobbyisten sagen, dann meinen Sie Lobbyisten und Sonderinteressen.

Und mit alledem wollen Sie Schluss machen?

Ich mag das alles nicht, nein.

Sie mögen es nicht, aber Ihr Übergangsteam ist mit Lobbyisten gefüllt.

Dies sind die einzigen Leute, die wir dort unten in Washington haben.

Sie haben Lobbyisten von Verizon, Sie haben Lobbyisten von der Öl- und Gasindustrie, Sie haben die Nahrungsmittellobby.

Sicher, dort unten ist jeder Lobbyist. Wir versuchen, in Washington aufzuräumen ...

Wie können Sie behaupten ...

Es sind alles Leute, die dort arbeiten – das ist das Problem mit dem System, dem System. Jetzt werden wir aufräumen. Wir werden Einschränkungen haben für ausländisches Geld, das hereinkommt, wir werden Amtszeitbeschränkungen einführen, was viele Leute ungerne sehen, aber wir werden sie einführen. Wir werden viele Dinge tun, um das System zu säubern. Jeder, der einmal in der Regierung gearbeitet hat, wird zum Lobbyisten, sobald er aus dem Regierungsdienst ausscheidet. Washington ist ein einziger grosser Lobbyist.

Was Sie im Grunde sagen, ist, dass Sie sich auf die Lobbyisten stützen müssen, obwohl Sie sie loswerden wollen.

Ich sage, dass wir das gegenwärtige System phasenweise abbauen müssen. Man muss es ausmustern.

Haben Sie Angst vor der enormen Last, vor dem Ernst dessen, was Sie auf sich nehmen?

Nein.

Überhaupt nicht?

Ich respektiere es, aber ich habe keine Angst davor.

Sie haben keine Angst, aber es gibt Leute, Amerikaner, die Angst haben. Einige davon demonstrieren gegenwärtig, sie demonstrieren gegen Sie, gegen Ihre Rhetorik ... >>>

Dies geschieht nur, weil sie mich nicht kennen ...
Wenn sie gegen Sie demonstrieren, sagen Sie nicht zu sich selber, dass dies beunruhigend ist? «Muss ich hinausgehen und sie besänftigen? Muss ich ihnen sagen, sie brauchten keine Angst zu haben?» Die haben Angst.

Ich würde ihnen sagen, sie brauchten keine Angst zu haben, absolut nicht. «Habt keine Angst.»

Haben Sie von den gewalttätigen Handlungen gehört, die in Ihrem Namen oder gegen Ihre Anhänger begangen worden sind? Möchten Sie diesen Leuten etwas sagen?

Ich würde sagen: «Tut es nicht, es ist furchtbar.» Ich werde das Land einigen.

Man belästigt Latinos, Muslime ...

Es betrübt mich, dies zu hören. Und ich sage: «Hört auf damit.» Wenn es hilft, werde ich das sagen, und ich sage es direkt in die Kamera: «Stop it.»

Ich möchte Sie über den Tweet befragen, den Sie an diese Demonstranten gerichtet haben. Sie sagten, es seien Profis, und sie sagten, es sei unfair.

Ich sagte: «einige von ihnen». «Einige sind ...»

Aber werden Sie weiter tweeten, und jedes Mal, wenn Sie etwas ärgert, werden Sie antworten, auch wenn Sie Präsident sind?

Dies ist eine moderne Form der Kommunikation. Facebook, Twitter und wohl auch Instagram. Ich habe 28 Millionen Leute ...

Sie werden also damit weiterfahren.

Es ist eine grossartige Kommunikationsform. Nun soll ich sagen, dass ich sie ganz aufgeben werde? Ich erreiche jetzt, gestern zum Beispiel, 100 000 Personen. Ich sage nicht, dass ich dies besonders liebe, aber das Wort geht hinaus. Wenn eine schlechte Geschichte oder eine ungenaue Geschichte über mich publiziert wird, dann habe ich ein Mittel, um zurückzuschlagen.

Aber werden Sie dies auch als Präsident tun?

Ich werde es sehr beschränkt tun, wenn ich es überhaupt tun werde. Sehr, sehr beschränkt. Es ist eine moderne Kommunikationsform. Nichts, worüber man sich schämen müsste. Dort spielt die Musik, glaube ich. Dass ich mit den Zahlen auf Facebook, Twitter, Instagram solche Macht habe, hat mir geholfen, alle diese Wahlen zu gewinnen. Dies, obschon die ändern viel mehr Geld ausgaben als ich. Ich glaube, die sozialen Medien haben



«Es wird gut herauskommen»: Trump-Clan.

mehr Macht als das Geld, das meine Gegner ausgegeben haben.

Werden Sie einen Sonderstaatsanwalt anfordern, um gegen Hillary Clinton wegen ihrer E-Mails zu ermitteln? Und werden Sie, wie Sie ihr ins Gesicht gesagt haben, versuchen, sie ins Gefängnis zu bringen?

Nun, ich sage Ihnen, was ich tun werde: Ich werde darüber nachdenken. Ich glaube, ich will mich auf die Frage der Arbeitsplätze konzentrieren. Ich will mich auf das Gesundheitswesen

«Ich glaube, eine meiner grössten Stärken ist mein Temperament.»

konzentrieren. Ich will mich auf die Grenze und die Einwanderung konzentrieren und ein wirklich erstklassiges Einwanderungsgesetz schaffen. Auf all das möchte ich mich konzentrieren. Und das Land ins Lot bringen.

Sie haben sie «crooked Hillary» genannt, und Leute aus Ihrem Publikum haben gefordert: «Sperrt sie ein.»

Sie hat einige schlimme Dinge getan.

Ich weiss – aber einen Sonderstaatsanwalt?

Ich will ihnen nicht weh tun. Ich will ihnen nicht weh tun. Es sind ... es sind gute Leute. Ich will ihnen nicht weh tun. Und ich werde Ihnen eine gute und definitive Antwort geben, wenn wir das nächste Mal die «60 Minutes»-Sendung zusammen machen.

Werden Sie FBI-Direktor James Comey zum Rücktritt auffordern?

Dies möchte ich im Moment nicht kommentieren. Ich habe mich noch nicht entschieden. Ich respektiere ihn sehr. Ich respektiere das FBI sehr. Ich glaube ...

Obschon es da derart viele Leaks gibt?

Nun, es gab sehr viele Leaks, keine Frage. Aber ich möchte gerne mit ihm reden und

ihn treffen. Dies ist eine schwierige Zeit für ihn. Und ich möchte mit ihm sprechen, bevor ich eine solche Frage beantworte.

Dies tönt, als ob Sie nicht sicher seien.

Sicher bin ich nicht sicher. Ich möchte abwarten. Vielleicht hatte er sehr gute Gründe für das, was er tat.

Werden Sie Ihre Steuererklärungen veröffentlichen?

Zu gegebener Zeit werde ich sie veröffentlichen. Im Moment werde ich einer Routineüberprüfung unterzogen. Niemand kümmert es. Die Einzigen, die dies kümmert, sind Sie und einige Leute, die diese Frage ge-

stellt haben. Offensichtlich ist es der Öffentlichkeit egal, denn ich habe die Wahl mit Leichtigkeit gewonnen. Es ist der Öffentlichkeit egal. Ich habe nie geglaubt, dass es sie beschäftigt.

Monatelang sind Sie herumgelaufen und haben gesagt, das System sei manipuliert, die ganze Sache sei manipuliert. Sie haben getwittert, das Wahlmännergremium sei eine Katastrophe für die Demokratie.

Ja.

Glauben Sie immer noch, das System sei manipuliert?

Sehen Sie, ich habe mit dem Wahlmännergremium gewonnen.

Genau, aber glauben Sie immer noch, das System sei manipuliert?

An einigen Stellen schon. Ein Teil des Systems ist manipuliert.

Obschon Sie gewonnen haben, sagen Sie ...

Wissen Sie, ich werde meine Meinung nicht ändern, nur weil ich gewonnen habe. Ich hätte es lieber, wenn es nach der einfachen Stimmenzahl ginge. Du hast 100 Millionen Stimmen, jemand anders hat 90 Millionen, und du gewinnst. Es gibt einen Grund, der für das Wahlgremium spricht, und das ist, dass es alle Staaten ins Spiel bringt. Dies ist gut. Es ist ein anderes System, und ich respektiere es.

Ferien. Sie haben gesagt, Sie würden keine Ferien nehmen.

Wir haben so viel Arbeit zu verrichten. Ich glaube nicht, dass Ferien für uns ein grosses Thema sind.

Werden Sie das Salär beziehen? Das Präsidentensalär?

Die Antwort ist, nein. Ich glaube, ich bin gesetzlich verpflichtet, einen Dollar zu beziehen, und ich werde jährlich einen Dollar beziehen. Ich weiss nicht einmal, wie hoch das Präsidentensalär ist. Wissen Sie es?

Sie werden auf 400 000 Dollar verzichten.

Ich werde das Salär nicht beziehen.

Ein Thema, das in der Kampagne vorkam, ist Ihr Temperament, das gefährlich sei.

Man hat im Kampf gegen mich eine Milliarde Dollar für das Wort «Temperament» ausgegeben. Madison Avenue prägte es. Und sie glaubten, mit dem Wort könnten sie vielleicht die Wahlen gewinnen.

«Die sozialen Medien haben mehr Macht als das Geld, das meine Gegner ausgegeben haben.»

nen. Es hat offensichtlich nicht funktioniert, denn wir sind jetzt hier, und die anderen sind es nicht. Ich glaube, eine meiner grössten Stärken ist mein Temperament, weil es ein Siegertemperament ist und wir wieder anfangen werden, zu siegen. Wir werden in der Frage des Handels siegen, wir werden an der Grenze siegen, wir werden den IS zunichtemachen.

Wie werden Sie den IS vernichten?

Ich sage Ihnen das nicht.

Bodentruppen?

Ich werde dazu nichts sagen. Ich will dem IS nichts sagen. Ich will niemandem etwas sagen.

Aber wie steht es mit dem amerikanischen Volk?

Ich will den Job erledigen. Wir haben einige grossartige Generäle.

Sie haben gesagt, Sie wüssten mehr über den IS als die Generäle.

Um ehrlich zu sein, weiss ich wahrscheinlich mehr. Schauen Sie sich das an, was sie geleistet haben. Sie haben ihre Arbeit gar nicht gemacht. Vielleicht ist es Leadership, vielleicht etwas anderes. Wer weiss das schon? Alles, was ich Ihnen sage, ist, dass wir den IS beseitigen werden.

Lassen Sie mich zu Obamacare nachfragen, die Sie abschaffen und ersetzen wollen: Wenn Sie sie ersetzen, werden Sie dafür sorgen, dass Leute mit bestehenden Leiden versicherungsmässig weiter gedeckt sein werden?

Ja, weil das eine ihrer Stärken ist. Dies gilt ebenfalls für Kinder, die längere Zeit bei ihren Eltern wohnen.

Es wird eine Übergangszeit geben zwischen Aufhebung und Ersetzung, in der Millionen von Leuten ihre Versicherung verlieren könnten. Nicht wahr?

Wir werden es gleichzeitig tun. Es wird gut herauskommen. Obamacare wird aufgehoben und ersetzt werden. Es wird eine gute Gesundheitsversorgung für weniger Geld geben. Keine schlechte Kombination.

Aus dem Englischen von Hanspeter Born

Russland

Spiel mit höchstem Einsatz

Moskau hat überraschend verhalten auf Trumps Sieg reagiert. In Putins Umfeld will man zuerst Taten sehen.

Im Plenarsaal des russischen Parlaments brandete Beifall auf, als am vergangenen Mittwochmorgen der Wahlsieg von Donald Trump bekannt wurde. Er war schliesslich der Kandidat gewesen, dem nicht nur russische Abgeordnete, sondern auch die Kreml-Führung um Präsident Wladimir Putin insgeheim die Daumen gedrückt hatte. Positiv reagierte auch die Moskauer Börse: Die Kurse der Aktien und des Rubels stiegen – in Erwartung einer Aufhebung der Sanktionen durch den neuen Präsidenten.

Ansonsten aber blieb die grosse Begeisterung aus. Zwar schickte Putin als einer der ersten ausländischen Führer dem neu gewählten Präsidenten ein Glückwunschtelegramm. Der Kreml-Chef hat ausserdem bereits mit Trump telefoniert. In diesem Gespräch waren sich



Wladimir Putin.

beide einig, dass das Verhältnis der beiden Mächte sowohl verbesserungsbedürftig als auch verbesserungswürdig sei.

Zugleich aber hatte Putin schon vorher zweierlei betont: Der Pfad zu einer Normalisierung der Beziehungen werde schwierig sein. Und: Russland treffe keine Schuld daran, dass die Stimmung so frostig geworden sei. Mit anderen Worten: Trump soll den ersten Schritt machen, bevor Putin aus der Deckung kommt.

Natürlich registrierte der Kreml mit Genugtuung Trumps Lob für Putin. Unvergessen auch die Bemerkung des Kandidaten, wie gut es wäre, wenn sich die beiden Länder wieder verstünden. Aber ebenso akribisch nahm man in Moskau zur Kenntnis, dass Trump damit gedroht hatte, russische Kampfflugzeuge abschiessen zu lassen, wenn sie sich amerikanischen Kriegsschiffen näherten.

Solche Widersprüche in den Äusserungen des neuen US-Präsidenten treiben nicht nur andere Staatenlenker um, sondern beschäftigen auch den Kreml. Diplomatisch verschnörkelt, aber dennoch deutlich formulierte Aussenminister Sergei Lawrow Zweifel an der Berechenbarkeit von Donald Trump: «Ich kann nicht sagen, dass alle früheren amerikanischen Führer berechenbar waren», meinte er. «So ist das Leben, so

ist die Politik. Ich habe viele Worte gehört, aber wir werden unser Urteil aufgrund von Taten fällen.»

Tatsächlich ist derzeit völlig offen, wie die Politik eines Präsidenten Trump Russland beeinflussen wird. Russische Wirtschaftsanalysten warnten bereits davor, dass Trumps protektionistische Töne und seine Pläne, die Erdölförderung in den USA auszubauen, Russlands Öl- und Gaswirtschaft in ernste Probleme stürzen könnte. Und selbst wenn Trump mit offenen Armen auf Russland zugehen, Sanktionen aufheben, den Anschluss der Krim billigen und in Syrien gemeinsame Sache machen würde, so könnten diese Bemühungen immer noch vom militärisch-politischen Establishment in Washington hintertrieben oder gar zunichtegemacht werden, heisst

es in Moskau.

Trump könnte sich aber auch in Putin täuschen, meinte Fjodor Lukjanow, ein Berater des Kreml in aussenpolitischen Fragen. «Er glaubt wirklich, dass er ein Geschäftsmann ist, der bessere Deals abschliessen kann», sagte er. «Aber die Frage ist doch, was geschehen wird, wenn er bemerkt, dass das nicht klappt. Seine Enttäuschung könnte Irritationen hervorrufen, und die Sache könnte in die entgegengesetzte Richtung abrutschen.» Lukjanows Bedenken wurden von Thomas Graham geteilt, einem Russlandexperten in der Administration von George W. Bush: Trump werde immer eine Gegenleistung von Moskau erwarten, etwa für eine Erleichterung des Sanktionsregimes. «Man kann aber noch nicht seine Reaktion abschätzen, wenn der Deal platzt.»

Chancen und Risiken einer Trump-Präsidentschaft sind aus Moskaus Sicht im Moment noch in etwa gleich gross. «Hier wird mit sehr hohen Einsätzen gespielt», meinte etwa Dmitri Trenin, der Leiter der Moskauer Aussenstelle des amerikanischen Think-Tanks Carnegie. «Es könnten sich Gelegenheiten ergeben, an die niemand dachte, aber gleichzeitig könnte es Risiken geben, die jeden möglichen Gewinn überschatten.» Wolfgang Koydl

Knallharter Feingeist

Von McKay Daines — Trumps neuer Chefstrategie Steve Bannon wird als Nationalist und Rassist bezeichnet. Die Vorwürfe sind lächerlich. Ich kenne Bannon. Er ist mein Freund und ein grosser Patriot.



Kluger Schachzug: Chefstrategie Bannon.

Ich sass in Stephen Bannons Büro, um mit ihm über all die Momente zu sprechen, die das Leben Ronald Reagans entscheidend geprägt haben, eines der grössten Präsidenten Amerikas. Bannon ist ein eindrucksvolles, nicht zu bremsendes Energiebündel, ständig klingelte das Telefon, während er wissen wollte, warum bestimmte Lebenserfahrungen Reagan zu dem Kämpfer für Freiheit gemacht hatten, als den ihn die Welt kennen.

Ich erzählte eine kleine, wenig bekannte Geschichte. Reagan soll als junger Rettungsschwimmer am Rock River in Illinois 77 Menschenleben gerettet haben. Steve fiel mir ins Wort: «Genau! Das ist es. Darin zeigt sich schon der spätere Reagan.» Nachdenklich lehnte er sich zurück, die Geschichte hatte etwas in ihm angesprochen. Schliesslich sagte er: «Reagan hat daran geglaubt, Menschen zu retten ... eine ertrinkende Nation zu retten.»

Schon damals, im Jahr 2004, spürte ich, dass Steve Bannon erkannt hatte, wie wichtig es war, eine Berufung im Leben zu finden und zu verwirklichen, anderen zu helfen, Menschen in Not beizustehen. Die lächerlichen Rassismuskritiken, die die Medien über ihn verbreiten, sind völlig unbegründet (siehe Seite 17). Er will, genau wie sein Vorbild Ronald Reagan, die Nation «retten», die in Schulden ertrinkt und in ihrer globalen Führungsrolle ins Straucheln geraten

ist, und den Amerikanern neuen Mut geben. Das ist der Kern seiner erstaunlichen Energie und seines bemerkenswerten Arbeitsethos.

Es war eine enorme Freude, mit Steve Bannon an dem Dokumentarfilm «In the Face of Evil. Reagan's War in Word and Deed» zusammenzuarbeiten. In dieser Zeit habe ich ihn gut kennengelernt, privat und beruflich. Ich kenne nur wenige Menschen, die von so scharfem Verstand sind. Steve kann blitzschnell Probleme analysieren und in atemberaubender Geschwindigkeit Lösungen formulieren. Manchmal war es gera-

«Ständig gehen ihm Ideen durch den Kopf, er ist voller Neugier, voller Energie.»

dezu einschüchternd, auf wie viele «Projekte» er sich gleichzeitig konzentrieren konnte.

Aber viele fähige Menschen haben diese Qualitäten. Steve hat mich besonders durch seine tief verwurzelte Leidenschaft für konservative Werte beeindruckt. Er ist kein Fanatiker, kein «Rechtsextremer», wie viele nun behaupten. Für mich ist er ein grosser Bewunderer Ronald Reagans und all dessen, wofür Reagan als Präsident eintrat. Steve ist durchaus kein Freund des «Establishments» in Washington, und wie Reagan glaubt er, dass ein «starker» Staat nicht

die Antwort ist, sondern die Ursache der meisten innenpolitischen Probleme.

Bei der Arbeit an unserem Dokumentarfilm haben wir ausführlich über alle Aspekte von Reagans politischem Kampf gesprochen. Als ich Caspar Weinberger interviewte, Reagans Verteidigungsminister, hatte Steve natürlich dessen Buch «Fighting for Peace» gelesen. Mitten in der Nacht rief er mich an, um über einige Details zu sprechen. Auch das gehört zu Steve: Offenbar kommt er ohne Schlaf aus. Ständig gehen ihm Ideen durch den Kopf, er ist voller Neugier, voller Energie. Am Ende unserer Zusammenarbeit schenkte ich ihm ein Buch über den japanischen Filmregisseur Akira Kurosawa. Steve ist ein grosser Fan von «Ran» und «Die sieben Samurai». In meiner Widmung zitierte ich Perikles, weil ich wusste, dass Steve einer der wenigen sein würde, die mit diesem Ausspruch über Alkibiades und den Erhalt der Demokratie etwas anfangen können.

«Ich will siegen»

Besonders gern erinnere ich mich an das Abendessen mit Judge William Clark in dessen Haus in Santa Barbara. Clark war ein alter Vertrauter von Reagan gewesen, stellvertretender Aussenminister, Innenminister und nationaler Sicherheitsberater. Ein eindrucksvoller Mensch. Steve begegnete ihm mit einer Ehrerbietung und Bewunderung, die mich sehr berührte. Steve schätzt die Männer und Frauen, die Amerika uneigennützig gedient haben, im Interesse einer grösseren Sache. Diese Haltung prägt ihn, weil er nicht nur geschichtsbewusst ist, sondern weil er auch Marineoffizier und Assistent des Chefs der Marineoperationen im Pentagon war.

Als nach dem Parteitag der Republikaner bekannt wurde, dass Steve in der Endphase des Trump-Wahlkampfes das Steuer übernehmen würde, gingen mir sofort zwei Gedanken durch den Kopf. Erstens: Diese Ernennung war der klügste Schachzug, den Trump machen konnte, was wiederum mein Vertrauen in Trump deutlich steigerte. Und zweitens: Trump hat nun gute Chancen, die Wahlen zu gewinnen. Ich erwähne das, weil auch das zu Steve gehört: Er ist knallhart. Er benennt furchtlos die Themen, die Trump anpacken muss, damit es wieder aufwärtsgeht mit Amerika. Als sein Chefstrategie wird er diese Fähigkeit brauchen. Mit Steves Ernennung hatte Trump signalisiert: «Ich will siegen.» Und Steve wird siegen. Er wird für seine grundkonservativen Werte eintreten, gestützt auf seine tiefe Liebe für all das, was Amerika gross gemacht hat.

McKay Daines ist ein amerikanischer Drehbuchautor, Produzent und Regisseur. Gegenwärtig produziert er in London den Pilotfilm zur TV-Serie «Laura Marlin Mysteries». Im Januar 2017 beginnt er die Dreharbeiten zu «Shadow Wolves», einer Serie über eine Eliteeinheit von indianischen Ureinwohnern, die seit Jahrzehnten die südliche US-Grenze vor Rauschgiftschmugglern, Menschenhändlern und potenziellen Terroristen schützen. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Tochter eines Feministen

Von Claudia Schumacher — Mit kühler Überlegenheit und einem gleichzeitig warmherzigen Charme ist Ivanka Trump die wichtigste Frau an der Seite des künftigen US-Präsidenten.



Verfeinerte Aura: Geschäftsfrau Ivanka Trump.

Der Mund, das Kinn, die Stellung der Augen. Es ist falsch, was gerne gesagt wird: Auch wenn sie nach ihr benannt ist, kommt Ivanka Trump nicht nach der Mutter Ivana. Der Körper, vielleicht. Aber schaut man sich Bilder an, auf denen Donald Trump noch jung war, wird klar: Die Tochter hat das Gesicht des Vaters.

Geschliffener Diamant

Passend dazu sieht sich Ivanka selbst als «Daddy's Girl», wie sie 2009 in ihrem Bestseller («The Trump Card: Playing to Win in Work and Life») schrieb. Und von den vier Trump-Kindern, die alle zur festen Entourage des künftigen US-Präsidenten gehören, gibt es nur eines, dessen Anrufe er immer entgegennimmt: Ivanka. Sie sieht sich in ihm, er sieht sich in ihr.

Die smarte Tochter hat früher gemodelt, ist heute Mutter dreier Kinder, Vizepräsidentin der Immobilienabteilung des Trump-Imperiums und Gattin des Zeitungverlegers Jared Kushner, der mit seinem während des Harvard-Studiums über Immobiliengeschäfte erwirtschafteten Vermögen den *New York Observer* kaufte. Schönheit, Mutter, Businessfrau, Verlegergattin: In all diesen Funktionen ist Ivanka für ihren Vater von enormem Wert.

Als die Tochter des milliardenschweren Bau-löwen 2007 bei David Letterman in der Show war, sagte der Talkmaster: «Du klingst und du

redest auch wie dein Vater» – das allerdings hat sich bei aller gebliebenen Ähnlichkeit mittlerweile geändert: klanglich, und auch teilweise inhaltlich.

Ivanka eignete sich zunehmend eine verfeinerte Aura an, wobei das viele Yoga, das sie praktiziert, nicht unbeteiligt daran sein dürfte. Das US-Magazin *The New Yorker* spricht von einer «übernatürlichen Ausgeglichenheit». Dazu gehört auch, dass Ivankas Stimme die alte, etwas burschikose Kratzigkeit abgelegt hat. Was jetzt aus ihrem Mund kommt, ist

Hält sie eine Rede auf dem Parteitag der Republikaner, ist von Nervosität keine Spur.

schimmernd und glänzend. Die ganze Frau erinnert in ihrer Erscheinung an kühle Seide – und doch ist sie gleichzeitig ein Herzöffner. Ivanka hat sich neu erfunden. Beziehungsweise: Die 34-jährige Tochter ist auf beeindruckende Weise erwachsen geworden.

Hält sie eine Rede auf dem Parteitag der Republikaner, ist von Nervosität keine Spur. Auf die Bühne kommt sie in einem eleganten, blassrosa Kleid. Sie spricht bedacht und macht gelassen und zur richtigen Zeit ihre Pausen, in denen sie mädchenhaft und leise lacht, ohne dabei je

dümmlich zu wirken. Kommt nach ihrer Rede der Vater auf die Bühne, dann wirkt der gelbhaarige Berserker gleich sympathischer. Ebenso entspannt und liebenswürdig gab sich Ivanka beim ersten grossen Interview neben dem Vater nach der gewonnenen Wahl. Über den Einfluss des Wahlkampfes – des vielleicht dreckigsten der Geschichte – auf ihren Vater sagte sie: «Du kannst nicht durch diesen Prozess gehen, ohne dich zum Besseren zu verändern.»

An der Seite ihres impulsiven Vaters, des *bad cop*, ist die geschmeidige Ivanka der *good cop*. Mit ihrer überaus charmanten, gebildeten Art und den perfekten Manieren einer Dame fischt sie Menschen für den Vater, die dieser nur schlecht zu angeln versteht: Frauen, Akademiker, Nichtweisse. Über den Vater sagt sie, er sei «farbenblind», «geschlechtsneutral» und – allen Gegenbeweisen zum Trotz – «ein Feminist». Könnten Ivankas (durch Kontaktlinsen grün gefärbte, eigentlich dunkelbraune) Augen lügen?

Ja, sagen die Trump-Gegner. Sie bringe mit ihrer zuckersüssen Art die falschen Versprechen ihres Vaters wie Opium unters Volk.

Kaufen Sie das dazupassende Outfit!

Dass sie auf jeden Fall eine begnadete Verkäuferin ist, stellt man schnell fest, wenn man einen Blick auf ihre Lifestyle-Website wirft, wo sie auch ihre Kampagne «Women Who Work» betreibt. Unter einem sehr eingängigen Video, in dem sie und andere hübsche Frauen von ihren Leistungen und Ängsten erzählen, ist ein Verkaufsfenster angebracht: «Shop Ivanka's Look». Da kann man gleich den schönen weinroten «mock turtle-neck sweater» kaufen, den Ivanka im Video trägt. Nachdem ihr Vater mit seinen Äusserungen über das Begrapschen von Frauen während des Wahlkampfes öffentlich in Ungnade gefallen war, wurde auch gegen Ivankas Modelinie zum Boykott aufgerufen. Daraufhin gab sie einfach ein gewinnendes TV-Interview – und ihr Modelabel überstand den Boykottaufruf unbeschadet. Nun, da der Vater Präsident ist, dürfte Ivanka als Stil-Ikone bald eine Rolle spielen wie einst Jackie Kennedy.

Als Trump im August gefragt wurde, welche Frauen er ins Kabinett berufen würde, war die erste, an die er dachte: Ivanka. Momentan sieht es dennoch so aus, als würde sie weiterhin die Geschäfte ihres Vaters leiten und für ein Amt nicht zur Verfügung stehen. Ihr jüngster Sohn Theodore wurde erst im März geboren – ideales Timing für den Wahlkampf, aber für ein Amt wäre es womöglich etwas früh. Momentan sitzt Ivanka neben ihren Brüdern Eric und Donald Jr. im Übergangsteam, das die Machtübernahme regelt. Dabei erhält sie Zugang zu sensiblen Unterlagen, auch aus dem Finanz- und Wirtschaftsbereich – was ihr, wie Kritiker monieren, als Geschäftsfrau noch nützen könnte. ○

Wo links immer gut und rechts immer böse ist

Von Matthias Matussek — Plötzlich steht da einer im Salon herum, der gar nicht eingeladen war. Die Wahl Donald Trumps zeigt, dass die Meinungsführer und die politische Klasse in einer Blase leben, in der sie die Korrekturen durch die Wirklichkeit nicht zur Kenntnis nehmen wollen.

Tja, da sehen sie alle doch sehr trüb aus der Wäsche, die Meinungsführer, die Moderatoren, die politische Klasse, die vor allem. Der Typ mit der komischen Frisur und den lockeren Sprüchen ist US-Präsident.

Plötzlich steht da einer im Salon herum, der gar nicht eingeladen war, wie dieser Kaldewey in der gleichnamigen Botho-Strauss-Komödie, ein Typ, der bei allen nur Kichern und Kopfschütteln und Befremden auslöst, aber ... hopp-la, Moment, plötzlich ist es sein Salon. Er hat gewonnen.

Diese Pointe ist schon aus rein sportlichen Gründen unwiderstehlich: Blätter wie die *New York Times* und die *Washington Post*, in Deutschland der *Spiegel* und ZDF-Moderator Kleber haben bei jeder sich bietenden Gelegenheit politikferne Themen wie Trumps Umkleidekabinen-Bemerkungen über Frauen skandalisiert, um ein Monster zu kreieren und zur Schlachtung freizugeben – und sich böse getäuscht und einen weiteren Beleg für ihre schwindende Glaubwürdigkeit geliefert. Die Konsumenten blieben unbeeindruckt. 53 Prozent aller weissen amerikanischen Frauen gaben Trump ihre Stimme, 62 Prozent derjenigen ohne College-Abschluss.

Selbst der Papst, der die katholische Kirche durchaus populistisch führt, hat den Populisten Trump «unchristlich» genannt. Trump wurde dennoch von 52 Prozent der davon wenig beeindruckten Katholiken gewählt. Kann der Papst etwa in seine Seele schauen?

Was Hegel sagte

Es war der «Fremdenhass», der dem Pontifex maximus missfiel. Nun, Trump will die Grenzen sichern, über die Millionen illegal kommen, schon in Clintons Wahlkampf 1992 wurde über eine Mauer an der Grenze zu Mexiko gesprochen, ist das Fremdenhass? Trump will, verlautet nun, drei Millionen Illegale abschieben. Was nie zur Sprache kam während des Wahlkampfes: Auch Präsident Obama schob drei Millionen ab.

Doch die Trump-Gegner lassen sich auch durch eine verlorene demokratische Wahl nicht aus dem Takt bringen. Wie sagte Hegel auf den Einwand hin, dass sich seine Weltgeist-Theorie nicht mit der Wirklichkeit vertrage? «Umso schlimmer für die Wirklichkeit.»

Der *Spiegel* sieht tatsächlich die Welt untergehen, Trump rast auf dem Titelbild als glühende Supernova auf die Erde zu. Linkspopulismus pur. Der Sieg des «vulgären Trump» für die «Abgehängten», so *Spiegel*-Chefredaktor



Wie kann es sein, dass sie nichts lernen?

Brinkbäumer, werde dafür sorgen, dass diese in ihrer Wut Brände legen, alle Regeln brechen und die Demokratie vernichten würden, «nicht nur in Amerika, sondern weltweit».

Also im Moment sind es eher die Trump-Gegner, die auf die Trump-Wähler einprägen, TV-Bilder zeigen einen Mann, der aus seinem Auto gezerzt und getreten wird, andere, wie eine schwangere Frau auf dem Weg in die Klinik in ihrem Auto vom Mob eingekesselt wird. Base-

Ein Aufstand der Demokraten, der von allen herbeigeschrieben wird, sieht anders aus.

ballschläger krachen auf die Windschutzscheibe, während sie versucht, die Polizei zu rufen.

Ein Aufstand der Demokraten, der von allen herbeigeschrieben wird, sieht anders aus. Woher nehmen diese pöbelnden Linkspopulisten nur ihre Gewissheiten?

Ach ja, und dann dieser populistische Wahlkampfeslogan «Make America Great Again». Der Chefredaktor des *Spiegels* ist noch zu jung, um sich daran zu erinnern, wie Ronald Reagan als Schmierenschauspieler mit geringem IQ verunglimpft wurde, als er mit genau dem gleichen Spruch 1980 eine gebeutelte Nation aufgerichtet hat. Heute gilt er als einer der grossen amerika-

nischen Präsidenten. Wie kann es sein, dass diese Klasse nichts lernt? Weil sie in ihren Zirkeln gross geworden ist und nicht ohne Spott auf die Unterklasse schaut, der sie alle Niederträchtigkeiten zutrauen, «wie vor achtzig Jahren in Deutschland» (Brinkbäumer). Der Faschismusverdacht fällt immer auf die da unten. Igitt!

Warum haben sich alle geirrt? Selbsthypnose? Haben sie ihre eigenen Prognosen inhaliert? Eine Art Eigenblut-Doping? In der Tour de France ist das streng verboten. Im Journalismus kann man damit sehr bequem sehr lange leben, denn man lebt in einer Blase, die Korrekturen durch die Wirklichkeit nur ungnädig zur Kenntnis nimmt.

Moralisch ganz weit oben

Sie hätten, so sagt es Thomas Frank im *Guardian*, in einem nie vorher gesehenen, ungewöhnlichen Pakt die andere Seite beleidigt, statt zu versuchen, sie zu verstehen. Sie hätten die journalistischen Regeln gebrochen. Sie hätten Meinungsartikel in Gebetsstunden verwandelt, in ein «vehicle for high moral boasting». Vielleicht sei es Zeit, fährt Frank fort, über diese schrille Selbstgerechtigkeit, die meist von Besserverdienenden stamme, nachzudenken.

Die deutsche Politik hat wie erwartet reagiert. Von oben herab, denn im Moment fühlt sich Deutschland moralisch ganz weit oben. Aussen-

minister Steinmeier hat Trump noch vor der Wahl als «Hassprediger» bezeichnet und nach der Wahl ausdrücklich *nicht* gratuliert. Er wurde gerade mit dem Amt des Bundespräsidenten dafür belohnt. Kanzlerin Merkel hat Trump zwar widerwillig gratuliert, aber die Zusammenarbeit mit der Supermacht an die Bedingung geknüpft, dass sich Trump an Recht und Ordnung hält, an Respekt vor Menschenwürde und religiösen und sexuellen Orientierungen, ausgerechnet sie, die eine Schicksalsentscheidung für ihr Volk, jene ominöse Grenzöffnung, im Alleingang am Parlament vorbeibeschlossen hat.

Und die gerade intensiv Geschäfte mit dem skrupellosen Bosphorus-Diktator Erdogan macht, weil der ihr die Flüchtlinge, meist Antisemiten und Frauenverächter, abnimmt, die sie sich eingeladen hat. Ob er Recht und Ordnung bricht, scheint ihr dabei zunächst einmal egal zu sein.

Merkels «Yes, we can»

Der SPD-Vorsitzende und Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel drehte noch einmal seine Vorurteile durch den Betonmischer. Nach Trumps Wahlsieg warnte er vor diesem Kerl, der «Vorreiter einer autoritären und chauvinistischen Internationale» sei.

Da Verzerrung und Abwertung des Gegners zum Repertoire der Populisten gehören, vermutet Gabriel mal eben linkspopulistisch so dahin, dass Trump zurück in die Zeiten wolle, da «Frauen an den Herd oder ins Bett gehörten, Schwule in den Knast und Gewerkschaften höchstens an den Katzentisch». Kritik lasse er nicht zu: «Und wer das Maul nicht hält, wird öffentlich niedergemacht.»

Nun ist nicht bekannt, ob Trump diesen merkwürdig aggressiven deutschen Parteivorsitzenden überhaupt kennt, eher nicht, wahrscheinlich hat er ihn deshalb noch nicht «öffentlich niedergemacht». Noch weniger wird er diese dubiosen Europa-Politiker kennen, Jean-Claude Juncker, einst Chef des Steuerparadieses Luxemburg, oder Martin Schulz, einst Bürgermeister in Würselen, die meinten: «Er wird uns kennenlernen.»

Wahrscheinlich wird er gerade das nicht tun. Denn das über Merkels Flüchtlingsprogramm wie ein Kartenhaus zusammenbrechende «Projekt Europa» ist ihm eher egal. *America First*. Es wird grosses diplomatisches Geschick und viel Geld erfordern, ihn für eine militärische Intervention zu gewinnen, sollte die Grenze etwa zu Litauen in Gefahr sein.

Selbstüberschätzung ist die Falle. Das ist die Lehre. Sie gilt für die deutsche Politik genauso wie für den deutschen Journalismus.

Während seine Gegner noch in Rage sind, spricht Trump davon, Gräben zuzuschütten. Er äussert sich wärmstens über die Clintons. Er ruft seinen Gegnern zu: «Habt keine Angst!» Er respektiere Homosexuelle. Er werde die Regelungen zur Homo-Ehe nicht ändern. «Für mich

ist das okay.» Damit sollte doch auch der Papst zufrieden sein.

Dennoch bedeutet die Wahl Donald Trumps eine tektonische Verschiebung des gegenwärtigen politischen Meters, der lange als Urmeter gehandelt wurde. Nun sehen wir: Er war verrutscht. Er hat nur in dieser Blase gegolten, wo links immer gut und rechts immer böse ist, wo jeder Minderheit besonderer Schutz gewährt wird, ausser eben den Abgehängten, kurz: dem einfachen Mann, wenn er weiss und heterosexuell ist und sein Land liebt – also der Mehrheit.

Die Euphorie über den jungen Obama und sein verführerisches, linkspopulistisches «Yes, we can» hat in eine achtjährige Sackgasse geführt. Für Merkels «Wir schaffen das» («Yes, we can») wird das Gleiche gelten.

Rund eine Million islamischer Kostgänger, davon etwa die Hälfte nicht einmal registriert, und einige unter ihnen IS-Kader? Alle sehen: Wir schaffen es nicht, weder finanziell noch kulturell. Pegida und AfD sind die Reaktionen darauf. Doch die Kanzlerin mag sich nicht revidieren.

Die *New York Times* unterstützt sie in ihrer Sturheit, die *Bild-Zeitung* verkündete es gross. Mittlerweile aber wissen wir, was mit denen passiert, die die einst geachtete Meinungsmaschine aus New York unterstützt.

Am Schluss ein Bekenntnis: Auch ich habe vor einigen Wochen noch geschrieben, dass mir eine berechenbare Gaunerin lieber ist als ein unberechenbarer Verrückter. Zu schrill schienen mir die Auftritte des Moguls. Doch je näher der Wahltermin rückte und je geschlossener und verlogener der linkspopulistische Widerstand gegen den Unternehmer wuchs (den Frauenfeind!), desto mehr wuchs in mir das Gefühl: Es wäre doch ganz schön, wenn sich dieser Kerl gegen die gesamte etablierte Politik- und Meinungsmaschine durchsetzte. Eine Maschine der Grossbanken und Rüstungskonzerne und Ölscheichs, die 900 Millionen in Clintons Wahlkampfkasse spülte.

Dieser demokratische Wechsel tut gut, tut gut in jedem Staat der Welt.

Statt über Trumps Populismus sollten unsere TV-Anstalten über den eigenen nachdenken. Zum Beispiel darüber, dass die AfD nicht ohne das diffamierende Attribut «rechtspopulistisch» genannt werden darf. Wie wäre es mal mit der Formulierung «die linkspopulistische SPD» oder die unter Merkel «linkspopulistisch gewendete CDU»? In der Sendung «Berlin direkt» sprach Moderatorin Bettina Schausten von einer «Schockstarre», und gleich darauf wurden Bilder über, na was wohl, den deutschen Rechtspopulismus gezeigt.

Ob Luna, die Tochter des Schauspielers Til Schweiger, tatsächlich, wie im Fall eines Trump-Sieges angekündigt, ihre US-Staatsbürgerschaft aufgibt, wissen wir noch nicht. Ebenso wenig, ob Jennifer Aniston und ein ganzer Pulk ihrer Hollywoodkollegen tatsächlich nach Kanada ziehen, wie sie herausposaunten.

Ich würde mal vermuten: Nö.

Trump

«Langweilig»

Michel Houellebecq kommentiert den amerikanischen Wahlkampf.

Den Triumph von Donald Trump hat Michel Houellebecq in Buenos Aires erlebt. «Frankreich ist nahe dabei, Europa zu verlassen», erklärte er im Gespräch mit dem argentinischen Kollegen Gonzalo Garcés: «Die Franzosen sind gegen ihren Willen in der EU», auf deren Auflösung Michel Houellebecq inzwischen setzt: «Ich war von allem Anfang an gegen die europäische Idee. Die EU ist nicht demokratisch. Ich hoffe, die Franzosen werden mich nicht enttäuschen.» Zumindest den Umfragen zufolge handelt es sich dabei um ein Wunschdenken des Schriftstellers.

«Höheres Niveau»

Frankreich schildert er als «sterbendes Land, aber es wehrt sich stärker als Italien, Deutschland, Spanien», deren Niedergang

In Frankreich hält er eine Figur wie Donald Trump als Präsidenten für undenkbar.

auch ein demografischer ist. Houellebecq glaubt an die Möglichkeit eines Siegs von Marine Le Pen, «aber wahrscheinlich nicht 2017». Mit Donald Trump könne man sie nicht vergleichen. Die US-Wahlkampagne empfand er als «langweilig»: «Ich bin es müde, das Spektakel dieses politischen Leerlaufs zu verfolgen.» Trump hält er für «schrecklich», aber das sei nun wirklich nur das Problem der Amerikaner. Frankreich, wo er eine Figur wie den neuen US-Präsidenten für völlig undenkbar hält, und Europa empfiehlt Michel Houellebecq schon lange, sich von den USA abzuwenden: Die Zukunft liegt in Indien und China.

Das Online-Magazin *Actualité* schliesst seinen Bericht über Michel Houellebecq in Südamerika mit dessen Lob auf die Schweiz. «Ihr politisches System mit der direkten Demokratie gefällt mir. Dieses Land funktioniert besser als Frankreich, und es bürgt für ein höheres Niveau des Französischen.»

Eigentlich müsste nicht Frankreich, sondern Pro Helvetia Michel Houellebecq auf Lesereise durch die Welt schicken.

Jürg Altwegg

Story verpasst

Von Kurt W. Zimmermann — Die Wahl von Donald Trump wurde zum Debakel für die führenden Medien der USA. Sie sind auf bestem Weg, zur «lying press» zu werden.

Als erste Amtshandlung, so sieht das Protokoll es vor, klopfte der neugewählte US-Präsident bei seinem Vorgänger an. Das war auch jetzt so. Keine 48 Stunden nach der Wahl trafen sich Donald Trump und Barack Obama im Oval Office zum Gespräch. Doch etwas fehlte diesmal im Protokoll. Trump reiste alleine an. Der übliche «Pool» durfte nicht mit. Der Pool ist die Karawane von Washingtons Journalisten, die den Präsidenten begleitet, wann immer er sein Büro verlässt. Trump jedoch sperrte sie beim Meeting mit Obama aus.

Die White House Correspondents' Association, der Verein der im Weissen Haus akkreditierten Journalisten, war ausser sich. Trumps Missachtung der Medien, so tobte ihr Präsident Jeff Mason von der Agentur Reuters, «hinterlässt ein blindes Amerika». Es war ein symbolischer Start von Donald Trump.

Die Medien in den USA werden sich daran gewöhnen müssen, dass sie auf der Agenda des neuen Präsidenten keine allzu hohe Priorität mehr haben. Obama schätzte die Journalisten. Trump betrachtet sie im besten Fall als nützliche Idioten.

Desaster des Mediensystems

Der US-Wahlkampf war in mancher Beziehung ungewöhnlich. Am ungewöhnlichsten aber war er in Bezug auf die Feindseligkeit, mit der sich der spätere Sieger und die Journaille gegenüberstanden. Es gab noch nie einen Kandidaten, der die Mainstream-Medien derart zerzauste. Es gab aber auch noch nie Mainstream-Medien, die einen Kandidaten derart attackierten. Der Konflikt endete mit einem Desaster des Mediensystems.

Der offenkundigste Beleg für das Desaster war der Brief von Arthur Ochs Sulzberger. Drei Tage nach der Wahl schickte der Herausgeber der *New York Times* all seinen Abonnenten einen Brief. Es war eine indirekte Entschuldigung. Sulzberger versprach, man werde den künftigen Präsidenten Trump mit «Fairness» und «Unabhängigkeit» begleiten.

Jeder verstand die Botschaft: Das Blatt hatte zuvor das Gegenteil davon praktiziert.

Nun war Trump aber auch der erste Präsident, der mit einer deklarierten Anti-Medien-Strategie in den Wahlkampf zog. Die Journalisten beschimpfte er abwechselnd als «widerlich» und «korrupt». Besonders «unehrlich» kam ihm die *New York Times* vor. Der «verlogenen»

Washington Post verbot er gar die Präsenz bei seinen Wahlkampfauftritten.

Natürlich war auch Kalkül dabei. Nachdem Trump unter grossem Theaterdonner die *Washington Post* von seinem Wahlkampf ausgeschlossen hatte, traf er sich mit zwei Reportern des Blatts, die ein Buch über ihn vorbereiten. Das Gespräch dauerte zwanzig Stunden.

Trump ist ein Medienprofi. Er war zwölf Jahre lang Gastgeber der TV-Show «The Apprentice» auf NBC, drehte 180 Episoden der Erfolgssendung ab. Der Mann kennt das publizistische Geschäft so gut wie kein US-Präsident seit Ronald



Kollektiver Realitätsverlust statt Augenzwinkern.

Reagan, und er weiss, wie man mit Affronts Einschaltquoten und Presseresonanz produziert.

Trump's Strategie ging auf. Die angegriffenen Journalisten reagierten wie beleidigte Teenager und schossen umso heftiger und unkontrollierter zurück. Ausser dem TV-Sender Fox News gingen sämtliche wichtigen Medien auf Kollisionskurs zum Kandidaten. Die nüchterne Analyse, ansonsten eine Tugend der angelsächsischen Medien, wendeten sie in einen fiebrigen Kampagnenjournalismus.

Man kann einen etwas gewagten historischen Vergleich ziehen: Die amerikanischen Journalisten haben Donald Trump heftiger bekämpft, als sie seinerzeit Adolf Hitler bekämpften.

Der Instinktpolitiker Trump erspürte früh einen Trend der Volksmeinung, der sich zuvor in Europa schon unter dem Slogan der «Lügenpresse» artikuliert hatte. Die Medien manipulieren, so die populäre Meinung, weil ihnen Systemerhaltung wichtiger als Wahrheit ist. Auch Trump definierte Journalisten als Teil jener verschworenen Machtelite, die sich vom einfachen Volk abgehoben hat.

In der Vergangenheit, so schrieb die *Washington Post* nach der Wahl, habe die Bevölkerung den Medien misstraut. Doch nun, angestiftet durch Trump, «beginnen sie uns zu hassen». Die Konsequenz war ein journalistischer Kriegsaufbruch: «We have to be willing to fight back.»

Es ist fraglich, ob mit einem *fight back* die Reputation der Medien zu reparieren ist. Sie fusst auf der Glaubwürdigkeit der Medienbranche. Die Unabhängigkeit der Redaktionen, ihre unverbaute Sicht auf die Faktenlage, frei von politischen Interessen, ist das wichtigste Kapital des Journalismus.

Das Kapital ist verbraucht. Die US-Journalisten, angestachelt von Trumps inszenierter Medienschelte, begingen einen tödlichen Fehler. Sie hörten auf, Journalisten zu sein. Sie wurden Wahlkämpfer. Sie begannen einen Feldzug.

Trump's permanente Provokationen lösten kein Augenzwinkern aus, wie das auf der US-Schaubühne des politischen Entertainments angezeigt gewesen wäre. Sie lösten einen Furor aus. Sie führten in den Medien zu einer Art kollektivem Realitätsverlust. Die Journalisten glaubten nicht mehr, was sie sahen, sie glaubten, was sie glauben wollten.

Die Journalisten sahen vielerlei Auftritte von Donald Trump, bei denen

Tausende seiner Anhänger enthusiastisch jubelten. Diese taten sie als Wutbürger ab. Sie sahen wiederholt Auftritte der Rivalin Hillary Clinton, bei denen ein paar hundert gelangweilte Anhänger vorzeitig nach Hause gingen. Sie schlossen daraus, dass Clinton die Wahl locker gewinnen würde.

Wegschauen angesichts einer unangenehmen Realität. Was im US-Wahlkampf üblich war, erinnerte stark an die deutschen Medien in der Flüchtlingskrise.

«Lügenpresse» means «lying press», erklärte auch das *Time Magazine* seinen Lesern. Das Phänomen sei nun «über den Ozean gereist».

Hinterher wussten es dann viele Medienspezialisten: Es war leicht, den Ausgang der Wahl vorherzusagen, wenn man die Hand am Puls des Volkes hatte. Man musste nur fühlen. Aber die Journalisten hatten die Hand nicht am Puls des Volkes, sondern am Weinglas der Wahlkampfparty-Caterer.

«The Beltway bubble» nennen sie an der Ostküste jenen abgehobenen Zirkel der vermeintlichen Elite, bei dem sich in *meeting rooms*

und Restaurants die Entscheidungsträger treffen. Es treffen sich Abgeordnete, Staatsbeamte, Lobbyisten, Geldgeber und Journalisten. In der «bubble» war man sich bei einem Glas Chardonnay einig. Trump, dieser Flegel, ist chancenlos.

Böser Räuber, gute Polizistin

Am extremsten ging mit dieser Selbsttäuschung die *New York Times* (NYT) in die Irre. Sie betrieb in der «bubble» einen Klassenkampf von oben, den man dieser einst grossartigen, linksliberalen Zeitung niemals zugetraut hätte. Wenn man in den letzten Monaten die NYT las, dann stiess man auf eine absonderliche Verweigerung des politischen Diskurses. Trumps Programm, so widersprüchlich es auch sein mochte, wurde nahezu ignoriert, jenes von Clinton dagegen hochgejubelt.

Trump's Strategie ging auf. Die angegriffenen Journalisten reagierten wie beleidigte Teenager.

Von journalistischer *independence*, die das Blatt sonst bei jeder Gelegenheit betont, war man meilenweit entfernt. Die NYT, entgegen ihrer Tradition der kontroversen Diskussion, spielte ausschliesslich auf den Mann: Trump böser Räuber, Clinton gute Polizistin.

Ironischerweise war es dann ausgerechnet die *New York Times*, die Hillary Clinton wohl den Wahlsieg kostete. Das Blatt enthüllte auf der Frontpage, dass Clinton ihre offiziellen Mails widerrechtlich über einen privaten Server in ihrem Haus abgewickelt hatte. Es wurde für Clinton eine Staatsaffäre.

Doch selbst als sich Trumps Sieg am Mittwoch deutlich abzeichnete, schaffte es die *New York Times* nicht, zum Journalismus zurückzufinden. Eine normale Redaktion hätte nun beispielsweise auf Seite eins getitelt: «Trump Heading for Victory». Die Schlagzeile der *New York Times* auf ihrer *front page* lautete jedoch: «Democrats, Students and Foreign Allies Face the Reality of a Trump Presidency».

«Demokraten, Studenten und ausländische Verbündete sehen sich der Realität einer Trump-Präsidentschaft gegenüber». Angesichts solcher Verrenkungen muss man kein Medienexperte sein, um zu erahnen, wie die redaktionelle Kultur im Newsroom aus dem Ruder gelaufen war.

«Um es direkt zu sagen, die Medien verpassten die Story», schrieb post festum und selbstkritisch Margaret Sullivan, die Medienkolumnistin der *Washington Post*.

Die Story, die sie verpassten, war gut. Ein politischer Quereinsteiger, finanziell erfolgreich und mit grosser Schnauze, präsentiert sich als Mann des Volkes, und das Volk glaubt sehr an ihn.

Ja, diese Story ging in die Hose. ○

Anti-Amerikanismus

Ein neues 9/11, nur umgekehrt

Die Trump-Wahl am 9. November hat die Deutschen in einen Zustand kollektiver Hysterie versetzt. Der Reflex ist nicht neu.

Die Geschichte des deutschen Anti-Amerikanismus beginnt vor genau 184 Jahren. Nikolaus Lenau, Romantiker und Schriftsteller, verspekuliert sich bei Börsengeschäften und beschliesst, in Amerika ein neues Leben zu beginnen. Der Sohn eines k.u.k. Beamten will seine «Phantasie in die Schule – in die nordamerikanischen Urwälder schicken». Er kommt Anfang Oktober 1832 in Baltimore an, wechselt in kurzen Abständen seine Aufenthaltsorte, kauft Land in Ohio, kann aber nirgendwo Fuss fassen. Im Frühjahr 1833, nach nicht einmal einem Jahr in der Neuen Welt, kehrt er zurück nach Europa, tief enttäuscht vom Materialismus der Amerikaner und der Unkultur der «verschweinten Staaten von Amerika», wo es «überhaupt keine wahren Singvögel» gebe. Die Nachtigall, notiert Lenau, habe recht, «dass sie bei diesen Wichten nicht einkehrt».

Seitdem hat sich viel in der Welt getan, Millionen von Europäern sind in die USA ausgewandert, und die USA mussten zweimal die Europäer vor sich selbst retten. Aber an der USA-Verachtung der intellektuellen Kreise hat sich nichts geändert. Die Amerikaner gelten als arrogant, oberflächlich, unreif. «Ein Kindvögel», so beschreibt sie der bedeutendste deutsche Philosoph der Gegenwart, Peter Sloterdijk. «Wie bekloppt sind die Amerikaner?», fragte Anne Will neulich ihre Gäste. Es war natürlich eine rhetorische Frage, die Thomas Gottschalk mit einem Bezug zu Deutschland beantwortete: Trump als Präsident sei wie «Dieter Bohlen als Nachfolger von Herrn Gauck». Da war die Wahl in den USA noch nicht gelaufen, und Gottschalk konnte nicht wissen, dass es viel schlimmer kommen und nicht Dieter Bohlen, sondern Frank-Walter Steinmeier die Nachfolge von Joachim Gauck antreten würde.

Dann haben die Amerikaner, allen Mahnungen und Warnungen zum Trotz, Trump zu ihrem Präsidenten gewählt. Seitdem

sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel, vom Noch-Aussenminister Steinmeier, der den Republikaner Trump bereits im Sommer einen «Hassprediger» genannt hat, bis zum Vizekanzler Gabriel, den es keine Überwindung kostet, die blutbefleckten Hände der Mullahs und Ajatollahs in Teheran zu schütteln, dem es aber schwindelig wird, wenn er daran denkt, worum es Trump und seinen Anhängern «in Wahrheit» geht, nämlich «um die Abschaffung der Moderne» und die «Neuvermessung unserer Gesellschaften durch autoritäre, nationalistische und chauvinistische Bewegungen».

Besorgte Eltern

Statt froh darüber zu sein, dass Deutschland keine Neuvermessung durch autoritäre, nationalistische und chauvinistische Bewegungen, sondern nur eine Islamisierung infolge der Zuwanderungspolitik droht, geraten die Deutschen in einen Zustand kollektiver Hysterie.

Besorgte Eltern fragen

sich, ob sie ihre Kinder noch als Austauschschüler in die USA schicken können; ein Mitarbeiter des *Sterns* klammert sich an die Hoffnung, «dass Donald Trump der Weg ins Weisse Haus verwehrt wird», wenn genug Wahlmänner «sich nicht zwingend an das Ergebnis der Wahlen vom 8. November gebunden» fühlen, was so realistisch ist wie die Wahl von Claudia Roth zur Miss Universe; ein Kommentator des Berliner *Tagesspiegels* fantasiert, «der Marsch des Mannes aus dem Trump Tower auf Washington» provoziere «schlimme Assoziationen», unter anderem die, Trumps Sieg sei ein neues «9/11», nur «umgekehrt». Die Fraktionsvorsitzende der Grünen im Bundestag, Katrin Göring-Eckardt, twittert: «Als Jugendliche war Amerika mein Traum. Heute...»

Das haben die Amis davon, dass sie den Falschen gewählt haben. Keine Nachtigall in Sicht, die bei ihnen einkehren möchte.

Henryk M. Broder



Schlimme Assoziationen.

Freihandel, frei nach Trump

Von Beat Gygi und Dorian Stroligo (Illustration) — Trumps Wahlsieg weckt die Befürchtung, in der Weltwirtschaft werde der freie Handel erstickt. Dabei ist eher eine Zerschlagung von Regulierungen zu erwarten.

Wird nun die Globalisierung abgewürgt, muss man Handelskriege und eine Rezession gewärtigen? Nach der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten sind dramatische Warnungen vor einem gewaltigen Rückschlag für Freihandel und Weltwirtschaft zu hören. Viele befürchten, Trump könnte, wie er es im Wahlkampf propagiert hat, das Rad der Internationalisierung der Wirtschaft zurückdrehen und den Welthandel auf eine Weise verbiegen, dass die Millionen verlorengangener amerikanischer Jobs wieder im Inland ersetzt werden. Mit dem Schlagwort vom Bau der Mauer zwischen Mexiko und den USA hat er viele Ökonomen geschockt und bei anderen die Illusion erzeugt, mit dem Holzhammer lasse sich vieles zurecht-klopfen, nach dem Motto: Amerika soll Importe und Personenzuwanderung verringern und wieder viel mehr Güter im Inland produzieren.

In den USA hat sich unterschwellig offenbar ein gewaltiger politischer Druck aufgebaut, der in diese Richtung wirkt, und Trump hat die Abwehrhaltung gegen Freihandel wohl einfach besonders publikumswirksam zur Geltung gebracht und das Reizwort China effizient eingesetzt. Im September haben die Ökonomen David Autor (MIT), David Dorn (Universität Zürich), Gordon Hanson (University of California San Diego) und Kaveh Majlesi (Lund University) in einem Diskussionspapier mit dem Titel «Importing Political Polarization? The Electoral Consequences of Rising Trade Exposure» dargelegt, dass die Importe aus China in den USA über Jahre hinweg zu einer schrittweisen Polarisierung in der Politik geführt haben dürften.

Protektionistische Drohungen

Die Autoren untersuchten die Ergebnisse der Kongresswahlen 2002 und 2010 in einzelnen Wahlbezirken und fanden dabei klare Zusammenhänge zwischen den Arbeitsmarktbedingungen in der Region der Abgeordneten und deren politischer Ausrichtung. Je stärker eine Region der Importkonkurrenz aus China ausgesetzt war, desto eher waren es Abgeordnete mit polaren politischen Auffassungen, die ins Amt gewählt wurden und zunehmend die eher in der Mitte politisierenden Kollegen verdrängten. So gewannen einerseits konservative Republikaner, andererseits sozialdemokratische Demokraten an Boden und verstärkten so die Polarisierung des Parlaments.



Nicht alles, was Handel genannt wird, bedeutet Freiheit.

Sollte Trump nach seinem Regierungsantritt die Anti-Freihandels-Stimmung tatsächlich so umsetzen, dass er den Austausch in der nord-amerikanischen Freihandelszone Nafta lähmen und Einfuhren aus Ländern wie China mit Importzöllen bis zu 35 Prozent oder mehr belasten wird, wären die Folgen für die Weltwirtschaft wohl zerstörerisch. Dies umso mehr, als der Welthandel heute schon angeschlagen ist. Die Ökonomen Simon Evenett und Johannes Fritz von der Universität St. Gallen, die in ihrer Datenbank Global Trade Alert

periodisch die Entwicklungen und Verletzungen des Welthandels aufzeichnen, haben im Sommer fast alarmiert darauf hingewiesen, dass sich der Welthandel seit Anfang 2015 in einer Stagnation befinde. Es entspreche einer Ausnahmesituation, dass sich der Handel langsamer entwickle als das Sozialprodukt der Länder. Und die Uno-Handelsorganisation Unctad meldete jüngst eine Abschwächung der gegenseitigen Direktinvestitionen in den Ländern und warnte ihrerseits vor einem Rückschlag in der Globalisierung.

Nach der Einschätzung von Rolf Weder, Professor für Aussenwirtschaft und europäische Integration an der Universität Basel, ist das Ganze jedoch nicht so wild zu sehen. Schon früher habe es immer wieder Perioden gegeben, in denen der Welthandel an Schwung verloren habe. Immer wenn die Konjunktur nicht so gut laufe, verstärkte sich die Tendenz zu Anti-Dumping-Massnahmen, also zur Abwehr billiger Importe durch Schutzzölle, und zu einer stärkeren Berücksichtigung einheimischer Firmen bei öffentlichen Aufträgen. Bei Trump bestehe die Unsicherheit darin, dass nicht ganz klar sei, wie ernst er es mit den protektionistischen Drohungen meine.

Marschhalt einlegen

Gewiss, die USA hätten ganze Industrien verloren, das tue weh, aber wenn Trump die Verlierer dieses Wandels schützen wolle, sei schwierig vorstellbar, wie dies genau erfolgen solle. Etwas anders wäre sein Urteil, wenn Trumps Politik auf ein Hinausschieben von Handelsabkommen wie der Transpazifischen Partnerschaft (TPP) oder der Transatlantischen Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP) hinausliefe. Solche Abkommen gingen weit über die Öffnung für den Handel hinaus, oft zielten sie eher auf eine Harmonisierung oder Gleichschaltung der Regeln ab, und dabei bestehe die Gefahr, dass Freiheiten eher eingeschränkt und neue Verzerrungen entstehen würden, da Länder ausgeschlossen würden. Wenn also regionale Handelsabkommen wie TTP oder TTIP nicht vorankämen, fände er das nicht belastend für die Weltwirtschaft.

Nicht alles, was Handel genannt wird, bedeutet also Freiheit. Wenn Globalisierung so verstanden wird, dass Behörden und Regierungen, Arbeitgeber und Gewerkschaften, auch Firmenverbände, sich mehr und mehr international koordinieren – dann kann ein Zurückdrehen der Globalisierung ein Segen für die Unternehmen und Bürger sein. Für Wolfram Kuoni, Wirtschaftsanwalt mit eigener Kanzlei in Zürich und Verwaltungsrat mehrerer Banken, ist Trump zwar schwierig durchschaubar, er findet es aber vielversprechend, dass dieser in Aussicht stellt, die Regulierung zurückzudrängen. So soll das seinerzeit als Reaktion auf die Finanzkrise erlassene riesige Gesetzeswerk Dodd-Frank mit seinen umfassenden Regelungen zu Eigenkapital, Investorenschutz, Haftung, Eigenhandel und anderem rückgängig gemacht werden.

Die USA können dieses nationale Gesetz durchaus in Eigenregie aufheben oder revidieren, ohne dass sie von den G-20 oder dem Basler Ausschuss gross gehindert werden können. Und sie würden damit international das Signal aussenden, dass die weltweit koordinierte Regulierung der Finanzbranche übertrieben ist, vor allem an die Adresse der G-20 und der Basler Gremien, aber auch der Bankenpo-

litik der einzelnen Länder. Kuonis Meinung nach bewegt sich das Pendel nach der Regulierungswut der vergangenen Jahre nun endgültig in die Gegenrichtung. Nach Brexit und Trump müsse man deshalb auch in der Schweiz die Regulierung nochmals gründlich

Die Vereinigten Staaten waren noch nie eine wirklich globalisierte Volkswirtschaft.

überdenken, zumindest einen Marschhalt einlegen. Die in parlamentarischer Behandlung befindlichen Finanzgesetze Fidleq und Finig gehörten jetzt in die Schublade. Der automatische Informationsaustausch (AIA) sei als Gesetz zwar unter Dach und Fach, aber dessen Umsetzung müsse man nun genau überprüfen, denn mit Blick auf die Praxis seien noch viele Fragen offen. Für die Wirtschaft wäre es seiner Ansicht nach eine grosse Belastung, wenn die Schweiz beim Informationsaustausch wiederum den Musterknaben spielen wollte. Viel wichtiger wäre es seiner Ansicht nach, die USA endlich dazu zu bringen, für ihre Trust-Konstrukte die gleiche Transparenz zu fordern, wie sie die USA ja von den anderen Ländern für deren Finanzbranchen verlange.

Zum Schluss eine Entwarnung: Warum fürchtet man mit Blick auf Amerika jetzt eigentlich ein Ende der Globalisierung? Die Vereinigten Staaten waren ja noch gar nie eine wirklich globalisierte Volkswirtschaft. Im Globalisierungsindex der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich liegen die USA im Index der wirtschaftlichen Globalisierung auf Platz 89 von gut 200 Ländern. An erster Stelle liegt Singapur, auf Rang 27 die Schweiz. In der Gesamttrangeliste der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Globalisierung führen die Niederlande, die Schweiz ist auf Rang 5, die USA sind auf Platz 34.

Ehrgeiziger Lehrling

Die amerikanische Wirtschaft ist ein riesiger Binnenmarkt, man kann auch sagen: Sie produziert vor allem für die Einheimischen, von aussen kommt relativ wenig, und nach aussen geht noch weniger. Die Exporte von Waren und Dienstleistungen machen rund 13 Prozent des Bruttoinlandproduktes (BIP) aus, die Importe etwa 15 Prozent. Die EU-Länder haben im Durchschnitt eine Exportquote von etwa 44 Prozent und eine Importquote von rund 40 Prozent. Für die Schweiz machen die Ausfuhren rund zwei Drittel des BIP aus, die Importe gut die Hälfte. Kein anderes Land unter den reicheren Industrieländern ist wirtschaftlich derart auf sich selber konzentriert wie die USA. So gesehen ist Amerika eigentlich ein Lehrling in Sachen Globalisierung, der – wenn man seinen Ehrgeiz kennt – sicher nicht daran denkt, seine Lehre abzubrechen. ○



FÜR STELLEN
MIT ZEIT-
GEMÄSSEN
ARBEITSTOOLS

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
MEDICAL-SPEZIALISTEN

medic jobs

WWW.MEDICJOBS.CH

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



Wirtschaft

Tagebuch eines Ökonomen

Von Kurt Schiltknecht — Schaut die Rechnung meines Handwerkers bald aus wie meine Arztrechnung? Und: Erhalte ich nächstens einen subventionierten Chauffeur?

Samstag, 5. November 2016 — Ich habe die Aufforderung bekommen, meine Fahrtüchtigkeit bei einem Arzt untersuchen zu lassen. Dabei sind mir zwei Dinge durch den Kopf gegangen: Regulierungen verursachen immer hohe Kosten. Gelegentlich muss ich mich mit der Frage auseinandersetzen, ob ich, statt selbst zu fahren, einen Chauffeur suchen sollte. Das Problem ist nur, einen bezahlbaren zu finden. In den nächsten Wochen werde ich mit einem Inserat im Internet einen bezahlbaren Chauffeur suchen. Wenn ich damit keinen Erfolg habe, werde ich die SP anfragen, ob sie ihre Initiative zur Schaffung von bezahlbarem Wohnraum nicht etwas ergänzen und vom Bund auch noch bezahlbare Chauffeure für Pensionäre fordern könnte. Nachdem die Gewerkschaften alles daransetzen, mit Regulierungen die Uber-Taxis teurer zu machen, wird die SP für mein Anliegen sicher Verständnis haben.

Montag, 7. November 2016 — Ich habe heute eine Arztrechnung erhalten. Ausnahmsweise habe ich sie einmal etwas genauer angeschaut. Ich bin erstaunt, statt einer einfachen Rechnung für die Laboruntersuchung meines Hautstückes eine Abrechnung zu bekommen, auf der insgesamt sechzehn Leistungen aufgeführt sind. Deren Preis variiert zwischen Fr. 9.82 und Fr. 86.05. Insgesamt ergibt sich aber dennoch ein erklecklicher Betrag. Welche ökonomischen Vorstellungen müssen die Leute haben, die glauben, mit so detaillierten Rechnungen den Kostenanstieg im Gesundheitswesen bremsen zu können? Es ärgert mich auch, wenn im Gesundheitswesen dauernd von Teuerung gesprochen wird. So wie in allen anderen Wirtschaftsbereichen darf im Gesundheitswesen nur dann von Teuerung gesprochen werden, wenn die gleiche Leistung und die gleichen Produkte zu einem höheren Preis angeboten werden. Dies ist nur teilweise der Fall. Vergleicht man die Kosten des Gesundheitswesens mit der Entwicklung der Lebenserwartung, so stellt man fest, dass der Kostenanstieg mit einer steigenden Lebenserwartung einhergeht. Man zahlt zwar immer mehr, dafür erhält man aber eine bessere Leistung. Auch im Gesundheitswesen gibt es keinen *free lunch*. Wie würde wohl eine Rechnung eines Handwerkers aussehen, wenn die gleichen Richtlinien wie bei einer Arztrechnung angewandt werden müssten? Sie könnte so aussehen: Position 1: Auf-

schrauben der linken Schraube Fr. 2.10. Position 2: Aufschrauben der rechten Schraube (verrostet) Fr. 2.75. Position 3: Reinigen und ölen der verrosteten Schraube Fr. 0.75. Position 4: Telefon an die Werkstatt, ob die verrostete Schraube durch eine neue ersetzt werden soll Fr. 2.80. Position 5... Wie lange, so frage ich mich, wird es noch dauern, bis Politiker und Bürokraten auf die Idee kommen, mit solchen Vorschriften zur Gestaltung der Rechnung einen künftigen Anstieg der Handwerkskosten bekämpfen zu können?

Dienstag, 8. November 2016 — Ich ärgere mich wieder einmal über eine Notenbank. Diesmal über die Aussagen von Andréa Maechler, einem Mitglied des Direktoriums der Nationalbank. Sie und ihre Mitarbeiter würden wie nach der Abstimmung über den Brexit bereitstehen, allfällige Turbulenzen am Devisenmarkt nach der

Wahl des amerikanischen Präsidenten zu bekämpfen. Eine solche Aussage ist aus verschiedenen Gründen problematisch. Sie unterstellt, dass die Nationalbank besser als der gesamte Devisenmarkt weiss, wo der Dollarkurs nach der Wahl liegen sollte. Sie suggeriert aber auch, dass die Nationalbank die Wechselkurse mit Interventionen am Devisenmarkt steuern könne. Beides ist

falsch. Die Aussage von Andréa Maechler erinnert mich an die Stellungnahme der Notenbankpräsidenten nach dem Ausbruch der Bankenkrise Anfang der 1980er Jahre. Weil die Banken wegen der Schuldenkrise in Südamerika in Schieflage gerieten, kündigten die Notenbanken an, dass sie, was immer auch passiere, die grössten Banken am Leben erhalten würden. Damit war *too big to fail* offiziell sanktioniert und der Samen für weitere Banken Krisen gesät. An der Überwindung der letzten Krise wird auch acht Jahre nach deren Ausbruch immer noch gearbeitet. Notenbanken sollten endlich begreifen, dass sie mit den meisten ihrer Versprechungen Erwartungen in der Wirtschaft wecken, die sie früher oder später nicht erfüllen können. Wenn dies der Markt realisiert, werden die Turbulenzen auf den Finanzmärkten noch grösser.

Mittwoch 9. November 2016 — Donald Trump ist neuer US-Präsident. Ich hoffe, dass er der Marktwirtschaft wieder neues Leben einhaucht. Pestalozzi hat zwar einmal gemeint: «Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.»



Trump hat den Rubikon überschritten

Von Hansrudolf Kamer — Trump verdankt seinen Wahlsieg dem negativen Urteil über Obamas Politik. Der neue Präsident hat vorerst freie Bahn, muss aber die Veränderungen einleiten, für die er gewählt wurde.



My legacy is on the ballot», sagte Präsident Obama im September, und er hatte recht. Es ging und geht bei amerikanischen Präsidentenwahlen immer auch um das politische Werk der vergangenen vier Jahre und weniger um die neuen Kandidaten. Der Präsidenten-Historiker Robert W. Merry, ein Vertreter der realistischen Schule, argumentiert seit langem, die Wähler urteilten stets über den abtretenden Präsidenten.

Das wirkt paradox angesichts des Medien-Overkills mit endlosen Charakteranalysen der Präsidentschaftskandidaten. Im Fokus standen stets die Neuen, und der Alte musste sich gegen das frühe Vergessen wehren. Im Fall Obama wurde das Urteil dadurch kompliziert, dass der Präsident persönlich recht populär ist, während die Nation für Trump und Clinton kaum Liebe verspürte.

Obamas Politik aber wurde weitgehend abgelehnt. Die Amerikaner wählten ohne Sentimentalität und Zukunftsangst: Daumen runter für «Obamacare» und das von ihm angerichtete Chaos auf der Welt. Die *exit polls* am Wahltag bekräftigten die Aussage, dass sehr viele Wähler beide Kandidaten als nicht geeignet für das Präsidentenamt ansahen. Doch unter jenen, die sich so äusserten, waren 69 Prozent für Trump und nur 11 Prozent für Clinton. Mit andern Worten: Viele stimmten trotz höchsten Bedenken für Trump.

Das Urteil über Obamas zweite Amtszeit fiel eindeutig aus. Das Scheitern der Gesundheitsreform «Obamacare» wurde erst nach 2012 sichtbar. Das schwache Wirtschaftswachstum wurde unmittelbar nach 2008 damit entschuldigt, dass Obama die Finanzkrise geerbt hatte. Doch acht Jahre später hätte man viel mehr Dynamik und Wohlstandsgewinne für breitere Bevölkerungsschichten erwartet.

Das aussenpolitische Desaster wurde ebenfalls nach Obamas Wiederwahl richtig greifbar: der Islamische Staat, die Destabilisierung Libyens nach dem Bengasi-Fiasko, Terroranschläge, Flüchtlingskrise in Europa, Syrien, Putin und die Ukraine. Clinton erschien als Drohung einer Fortsetzung der Politik Obamas.

Sie war überdies eine schlechte, langweilige Wahlkämpferin, während ihr Gegner ein in

unzähligen TV-Shows gestählter Entertainer war. Trumps Wähler waren aber nicht nur jene Hinterwäldler, die von Obama und Clinton so herablassend behandelt wurden. Sondern solche, die aus unterschiedlichsten Motiven einen politischen Wechsel wollen.

Aus dieser Wahlanalyse leitet die Administration Trump ihre Ausrichtung ab. Und wie sich aus den ersten Indizien ablesen lässt, ist die Priorität eindeutig: Wirtschaftswachstum. Gelingt es, den schlummernden Riesen zu wecken, werden sehr viele andere Probleme leichter hantierbar.

Europa reibt sich die Augen – einmal mehr. Das Unverständnis, das die amerikanische Politik auf dem Alten Kontinent findet, ist in seinem Ausmass immer wieder erstaunlich. Wie aufgeschreckte Hühner versammeln sich die EU-Aussenminister (der Brite und der Franzose glänzten mit Abwesenheit), um über Trump zu beraten.

Dabei hat dieser noch gar nicht erklärt, wie er sich das transatlantische Verhältnis wirklich vorstellt. Die Beistandsklausel im Nato-Vertrag hat er nie negiert, nur das klassische Argument für das *burden sharing* vorgebracht. Russen und Chinesen dürfen rätseln. Möglich, dass er gegenüber Moskau einen «Reset» sucht – er hätte dafür wohl bessere Erfolgsaussichten als Obama.

Trumps Äusserungen aus dem Wahlkampf sind keine Bibelworte. Der *New Yorker* wird mit der ihm eigenen Nonchalance jede denkbare Auslassung und jede Position revidieren, wenn ihm das sinnvoll erscheint. Er ist zurzeit ziemlich unberechenbar und hält Freund und Feind auf Trab. Die innenpolitische Lage gibt ihm dazu Spielraum.

Gouverneur Reagan wurde einmal in Kalifornien bei der «Revision» eines grossen Wahlversprechens ertappt und daran erinnert, er habe seinerzeit versprochen, er werde keine Steuererhöhung zulassen – «that his feet were in concrete». Als es dann so weit war, meinte er lakonisch: «What you are hearing is the sound of concrete cracking around my feet!»

Obamas Notbehelf

Auch der Beton um Trump wird brechen. Er wird auch nicht, wie es viele Europäer befürchten, «durchregieren» können, weil die Republikaner in beiden Kammern die Mehrheit haben. Der Kongress lässt sich vom Präsidenten nicht «kontrollieren», und Trump kann sich nicht einmal seiner eigenen Partei sicher sein. Es ist ein Geben und Nehmen – «The Art of the Deal», der Titel von Trumps erstem Bestseller, könnte zu neuen Ehren kommen.

Obamas Taktik der letzten Monate, den Widerstand auf dem Capitol durch *executive orders* zu umgehen, war ein Notbehelf. Sie können nun alle von Trump mit einem Federstrich beseitigt werden. Der neue Präsident wird aber beweisen müssen, dass er's kann. Er muss mit dem von ihm verteufelten Establishment zusammenarbeiten, ohne jene zu verprellen, die ihn gewählt haben. Das ist nicht neu in der amerikanischen Politik, aber ziemlich anspruchsvoll.



Der Beton wird brechen: Melania und Donald Trump mit Paul Ryan auf dem Balkon des Kapitols.

Europäischer Hühnerhof

Von Christoph Mörgeli

Bei den wichtigen Nahost-Friedensverhandlungen von Camp David im Jahre 1978 lief drei Tage lang gar nichts. Am Freitag war Feiertag, denn der gläubige ägyptische Muslim Anwar-as-Sadat betete zu Allah. Am Samstag war Feiertag, denn der gläubige israelische Jude Menachem Begin betete zu Jahwe. Und am Sonntag war Feiertag, denn der gläubige amerikanische Christ Jimmy Carter betete zum lieben Gott. Und siehe, am Ende entstand ein heute noch funktionierendes, segensreiches Friedenswerk.

In der heutigen EU ruht die Arbeit auch am Sonntag nicht. Jedenfalls nicht das, was europäische Politiker unter Arbeit verstehen. Letzten Sonntag trafen sich die EU-Aussenminister zu einem «Krisentreffen» in Brüssel. Die Krise betraf die Wahl von Donald Trump zum neuen US-Präsidenten. Dies sagt alles über den in der EU üblichen Krisenbegriff. Krise herrscht immer bei den andern. Und der ungewollte Ausgang demokratischer Wahlen bedeutet für die Herrschenden der EU eine Krise. Seit fast zwei Jahren gibt es genau zwei Möglichkeiten, wie die amerikanischen Wahlen ausgehen können. Um ein Krisenmanagement à la Hühnerhof zu vermeiden, wäre also ein Denken und Planen in zwei Varianten nötig. Doch schon davon sind die EU-Granden überfordert. 500 Millionen Menschen sollten ziemlich beunruhigt sein über die gegenwärtig in Europa praktizierte Staats- und Führungskunst.

Auf den Trump-Krisengipfel gedrängt hatte vor allem der deutsche Aussenminister Frank-Walter Steinmeier, der Trump einen «Hassprediger» nennt. Doch er traf viel zu spät in der EU-Zentrale ein. Weil ihm seine eigene bundespräsidiale Karriere doch noch wichtiger ist als das Weisse Haus. Kanzlerin Angela Merkel hat keinen Moment daran gedacht, vor der Wahl eine Beziehung zu Trump aufzubauen. Jetzt erinnert sie den 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten an «Demokratie, Freiheit, den Respekt vor dem Recht und der Würde des Menschen». Alles Dinge, die in den USA gefühlte 200 Jahre älter sind als in Deutschland. Alles Dinge, für deren Verwirklichung in Deutschland in zwei Weltkriegen Hunderttausende junger amerikanischer Soldaten fernab ihrer Heimat verblutet sind. Was lernen wir von der angeblich grossen Taktikerin Merkel, deren Moralismus jedes historische Bewusstsein ausblendet? Dummheit ist so ansteckend, dass nicht einmal Gescheite vor ihr sicher sind.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

CH-«Trumpeter»: Freude herrscht

Von Peter Bodenmann — Die Schweiz exportiert zu viel. Auch nach Amerika. Vorab Pillen. Amerika exportiert zu wenig. Auch in die Schweiz. Etwa Autos.



Das alles kann nicht funktionieren.

Bisher lief die amerikanische Wirtschaft unter demokratischen Präsidenten besser als unter republikanischen. Trump ist kein Republikaner. Er hat die Partei der roten Elefanten erfolgreich gekapert, um Präsident zu werden. Und dabei allen fast alles versprochen: Verdoppelung des Wirtschaftswachstums. 24 Millionen neue Arbeitsplätze. Senkung der Unternehmenssteuern von 35 auf 15 Prozent. Hohe Schutzzölle gegen Importe. Abtragung des Schuldenberges innert acht Jahren. Kohle statt Wind und Sonne. Obamacare weg.

Seine Gegnerinnen und Gegner rechnen ihm vor, dass dies alles nicht funktionieren kann. Seine Freunde und Bewunderer – auch in der Schweiz – quietschen vor Begeisterung, weil er seine Versprechen mit einer fremden- und frauenfeindlichen SVP-Sauce serviert. Ein Blick zurück in die Wirtschaftsgeschichte lehrt: Die Krise der dreissiger Jahre des letzten Jahrhunderts wurde in Amerika erst dank und mit dem Zweiten Weltkrieg überwunden. Und alle heutigen Kriege – von Irak über Afghanistan bis Libyen und Syrien – wiederholen nur die Fehler des Vietnamkrieges.

Viele glauben, Senat und Repräsentantenhaus würden Trump schon stoppen. Wahr ist: Die republikanischen Abgeordneten bekämen bereits vor dem Frühstück weiche Knie, wenn Trump damit drohen würde, seinen radikalisierten und bewaffneten Mob für mehr Jobs zu

mobilisieren. Entscheidend wird sein, was die Demokraten machen. Sie müssten Trump im Dschungel seiner Versprechen festnageln. Wo sind die 24 Millionen neuen Jobs? Wann beginnt die Sanierung der verlotterten Infrastruktur?

Die Republikaner haben Obama daran gehindert, die amerikanische Infrastruktur zu erneuern. Die Demokraten könnten und müssten Trump zwingen, ein Vielfaches von dem zu investieren, was Obama plante. Schulden hin, Schulden her. Sonst wird nichts aus den Trump-Jobs. Etwas unter die Räder kommen so oder anders Deutschland und die Schweiz. Ihre Volkswirtschaften florieren nur dank gewaltiger Handelsbilanzüberschüsse. Wenn einige Länder zu erfolgreich sind, leiden andere. Zu diesen gehört Amerika mit seinen Handelsbilanzdefiziten. Hier wird Trump den Hobel mit ansetzen.

Das amerikanische Gesundheitswesen ist absurd teuer. Daniel Vasella *dixit*. Davon profitiert auch die Pharmaindustrie. Trump wird absehbar mit Roche, Novartis und Co. dealen. Sie können weiter – neu zu tieferen Preisen – liefern, aber sie müssen mehr in den USA forschen und produzieren. Basel wird schwitzen. Milliardär Trump ist ein funktional rassistischer Keynesianer, Milliardär Blocher ein funktional fremdenfeindlicher Monetarist. Wie lange quietschen unsere einheimischen SVP-«Trumpeter» noch?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Halbstarker, psychopathischer Prolet

Von Kurt W. Zimmermann — Es ist schon ein Segen, dass man als Journalist auch nach grössten Fehlleistungen nicht entlassen wird.

Von einem Moderator des Schweizer Fernsehens hatte man noch nie eine solche Serie von Schimpfwörtern gehört.

Rattenfänger, Protz, Angeber, Hochstapler, Prahlhans, Bluffer, Populist, Lügner. Moderator Stephan Klapproth sagte achtfach, was er von Donald Trump hält.

Selbst von einem Chefredaktor des *Blicks* hatte man noch nie eine solche Serie von Schimpfwörtern gelesen.

Rüpel, Widerling, Betrüger, Sexist, Grobian, Ehebrecher, Spekulant, Rassist. Chefredaktor Peter Röhli schrieb achtfach, was er von Donald Trump hält.

Beide Beleidigungsorgien setzte es, bevor das Wahlergebnis feststand. Beide gingen davon aus, dass Trump die Wahl verliert. Gegenüber Verlierern sind Journalisten besonders mutig.

Der völlige Zerfall der Sprachkontrolle war für mich das auffallendste Element in den Schweizer Medien rund um die US-Wahl. Unsere Journalisten pöbelten und warfen mit Schmutz um sich, wie ich das zuvor noch nie erlebt hatte.

Ein paar hübsche Schmähungen zur Auswahl: Trump ist ein «halbstarker Narzisst» (*Neue Zürcher Zeitung*), ein «seifiger Entertainer» (*Basler Zeitung*), eine «Witzfigur» (*Tages-Anzeiger*), ein «Sexist» (Radio SRF), ein «grinsender Clown» (*Südostschweiz*), ein «charakterloser Dummschwätzer» (*Walliser Bote*), ein «Prolet» (*Berner Zeitung*), ein «Windbeutel» (*Sonntagszeitung*), ein «irrer Rassist» (*Blick*), ein «Psychopath» (*Das Magazin*).

Unsere Medien begaben sich damit auf ein Niveau, das an Primitivität nicht zu unterbieten war. Die US-Journalisten waren zwar genau so dezidiert gegen Trump. Aber es wäre ihnen nie eingefallen, einen Kandidaten als geisteskranken Proleten zu diskreditieren.

Sprachliche Verlüderung signalisiert im Journalismus immer intellektuelle Defizite. Die Schweizer Journalisten waren mit dem Phänomen Trump inhaltlich völlig überfordert.

Wir zeigen das am Beispiel des *Tages-Anzeigers* und seiner zwei US-Korrespondenten Sacha Batthyany und Martin Kilian. Das ist ihnen gegenüber zwar etwas unfair, weil andere auch nicht viel besser waren. Aber als Exempel taugen sie gut.

Batthyany eröffnete den Wahlkampf mit einer klaren Ansage: «Trump wird niemals Präsident, er hat nicht mal Aussenseiterchancen.» Diese Linie hielt er während der ganzen



Achtfach: SRF-Mann Klapproth.

Kampagne durch. Kurz vor dem Wahltag verkündete er: «Je näher die Niederlage rückt, desto wilder schlägt Trump um sich.»

Kollege Kilian stufte Trump ebenso von Anfang an als «schlechten Verlierer» ein. Diese Linie hielt er ebenfalls während der ganzen Kampagne durch. Kurz vor dem Wahltag verkündete er: «Trump aber reitet weiter, hinein in die verheerende Niederlage.»

In jedem vergleichbaren Beruf würde derart unfähiges Fachpersonal wie Batthyany und Kilian entlassen. Jeder Finanzanalyst, der permanent falsche Einschätzungen abliefern, wird schonungslos gefeuert. Von einem Marketingmann oder Meteorologen mit dauernden Fehlprognosen wollen wir schon gar nicht reden.

Und bei jedem Juristen, Manager oder Kommunikationsberater, der wie Klapproth und Röhli schwer persönlichkeitsverletzende Schimpftiraden absondert, wäre die sichere Entlassung ebenso unvermeidlich.

In den Medien aber darf jeder bleiben. Es gibt auch bei ärgstem Versagen keine Kündigung. Der Grund liegt darin, dass Medienunternehmen panische Angst vor Reputationsverlust haben und darum nie ein eigenes Versagen nach aussen eingestehen.

In jeder anderen Branche wären Klapproth, Röhli, Batthyany und Kilian fällig. Ihr Glück, dass sie Journalisten sind.

Betrogene Frau

Von Beatrice Schlag — Warum gewann Donald Trump?

Erklärungen sind im Übermass geliefert. Dennoch hält die Schockstarre der Verlierer in den USA an, ebenso die überraschte Freude der Trump-Wähler. Beide Seiten verstehen ihr Land nicht mehr. Was



hatte Hillary den Sieg gekostet? Vielleicht war es am Ende doch Huma. Welche Rolle spielte der Computer von Anthony Weiner und seiner damals noch mit ihm lebenden Ehefrau und Clinton-Vertrauten mit den über 600 000 Hillary-E-Mails? Tatsache ist, dass Hillary Clintons Vorsprung geringer wurde, nachdem FBI-Chef James Comey den Fund elf Tage vor der Wahl bekanntgab. Und dass sie nicht wieder aufholte, als Comey kurz vor der Wahl sagte, der Computer enthalte fast nur Kopien bereits bekannter Mails. Man wird nie wissen, ob das wirklich eine Rolle spielte. Umfragen glaubt sowieso keiner mehr. Huma Abedin ist am einfachsten zu prügeln oder zu feiern. Denn ihr privates Schlamassel ist leichter zu fassen als die Gründe, warum die Zukunftshoffnungen eines grossen und heimatverbundenen Landes so gespalten sind.

Zwanzig Jahre lang war Huma Abedin für Hillary Clinton unbezahltes Mädchen für alles, dann Assistentin, Organisatorin, Strategin, Kampagnen-Vize. Immer da, immer im Hintergrund. Irgendwann die Heirat mit dem demokratischen Polit-Aufsteiger Anthony Weiner, brillant, rücksichtslos, sexbesessen. Sie blieb bei ihm trotz Skandalen, teilte Bett und dummerweise offenbar Computer mit ihm. Warum? Geschlagene Frauen gehen auch meist zurück, weil sie denken, etwas Besseres stehe ihnen nicht zu. Fast jede Frau hat dazu eine Geschichte zu erzählen, egal, was ihr Hintergrund ist. Als auf Weiners Sexting-Bildern vom vergangenen August auch ihr gemeinsamer Sohn zu sehen war, verliess sie ihn und arbeitete besessen für das Camp Hillary. Seit dem 8. November ist der Job weg, die Scheidung steht an, das FBI hat Fragen. Am letzten Sonntag ernannte Donald Trump seinen Kampagnenberater Stephen Bannon, bisher Chefredaktor von Breitbart News, zu seinem Chefstrategen. Unter Bannons Leitung veröffentlichte Breitbart News im vergangenen Juni einen Bericht über Huma Abedin, dessen Autor sie verdächtigte, eine saudi-arabische Spionin zu sein. Die Sicherheitsbehörden winkten gelassen ab. Sie war natürlich überprüft worden. Egal, die Frau ist erledigt.

Einspruch

«Petit Suisse»

Der Coup der Familie – ein fiktives Szenario.

Von Felix Hunziker-Blum

Stammt die *Weltwoche*-Chefredaktion aus einem aktienrechtsbildungsfernen Milieu? Es macht fast den Eindruck, wenn man den Kommentar von Beat Gygi («Schwarz auf weiss gilt nicht», *Weltwoche* Nr.44/16) über den Zuger Gerichtsentscheid gegen den Verkauf des Zuger Unternehmens Sika liest. Spielen wir zur Weiterbildung der Chefredaktion ein fiktives alternatives Szenario durch: Im November 2006 übernahm Roger Köppel die Inhaberaktien der *Weltwoche* AG, die 84 Prozent des Aktienkapitals ausmachen. Eine Kapitalminderheit von 16 Prozent, Namensaktien mit 52 Prozent der Stimmen, blieb bei der Karlvon Holding AG, die im Besitz der Familie des Gründers in dritter Generation war. Köppel störte das nicht, denn die Familie Karlvon beziehungsweise die Karlvon Holding AG liess ihm freie Hand und unterstützte seinen publizistischen Kurs in Rahmen der halbjährlichen Gespräche; unternehmerische Verantwortung wollte die Familie nicht mehr tragen. Sie liess Köppel im Glauben, das werde ewig so bleiben, denn die Familienmitglieder lebten gut von den Dividenden, die ihnen über die Karlvon Holding AG zuflössen. Ende 2015 musste Köppel allerdings erfahren, dass die Familie mit der Wozfrance Cie. einen Kaufvertrag über die Aktien der Karlvon Holding AG abgeschlossen hatte. Köppel sagte sich und erklärte auch den *Weltwoche*-Lesern: «Wer zahlt, befiehlt.» Denn die Wozfrance Cie. wollte der Gründerfamilie ja Geld für die Namensaktien (in Wirklichkeit: für deren Stimmkraft) bezahlen. Erst als im Herbst 2016 der PDG der Wozfrance Cie. in der Schweizer Presse kommunizierte, dass er die *Weltwoche* AG filetieren werde, wurde Köppel klar, dass sein Spruch nicht recht passte, aber da war es zu spät. Die Franzosen beherrschten nun die *Weltwoche* AG und damit 84 Prozent des Aktienkapitals und konnten damit seine Investition beanspruchen. Bald darauf begann nach französischem Recht die Liquidation der umfirmierten Semaine Mondiale SA, inzwischen disloziert in eine weitläufige Fabrikruine in Lexos im Departement Tarn-et-Garonne. Dem Wozfrance-PDG mundete der «petit Suisse» köstlich.

Felix Hunziker-Blum ist Rechtsanwalt und Partner der wirtschaftsrechtlich ausgerichteten Anwaltskanzlei Derrer Satmer Hunziker in Zürich.

Leserbriefe

«Der Bundesrat greift nach dem Mantel der Geschichte, vielleicht nur, um sich daran festzuhalten.» Armin Grieder

Die Demokratie lebt

Nr. 45 – «Die Sensation. Die Revolution»; *Weltwoche*-Autoren zur Wahl von Donald Trump zum 45. US-Präsidenten

Amerika hat gewählt, und Europa hat versucht, diese Wahl zu kommentieren. Die Statements fielen unterschiedlich aus, auch diejenigen aus der Schweiz. Der Bundesrat greift nach dem Mantel der Geschichte, vielleicht nur, um sich daran festzuhalten. Die Welt würde sich verändern, aber die Schweiz nicht, meinte Bundesrat Burkhalter. Dass sich die Welt seit 2001 bereits verändert hat, ist ihm leider nicht mehr präsent. Fazit: andere Länder, andere Sorgen. Armin Grieder, Basel

Natürlich weiss ich nicht, was ein Präsident Trump alles vorhat. Trotzdem hatte ich Freude. Die selbstgerechte politische Elite in den USA, in der EU und in der Schweiz, die Internationalisten, die politisch Korrekten, die Cüplisozialisten, die Volksverächter, die Gender-Mainstream-Anhängerinnen, die beruflichen Antirassisten, die Mainstream-Medien mit samt der Weltverbesserungsanstalt SRF haben verloren. Das ist ein gutes Zeichen für Europa. Peter M. Linz, Büsserach

Ich kann nicht begreifen, dass Sie, Herr Köppel, und mit Ihnen die Hälfte der Amerikaner sich hinter einen solchen miesen Charakter stellen können, wie ihn Donald Trump schon immer aufzuweisen gehabt hat. Mit Demokratie hatte dieser Wahlkampf herzlich wenig zu tun. Es ging nur um Geld und Macht und schmutzige Wäsche. Eduard von Känel, Scharnachtal

Der Wahlsieg Donald Trumps ist insofern ein Sieg der Demokratie, als sich ein Volk, trotz einer einzigartigen Propagandamaschinerie, an der ein Grossteil der Medien und des Staatsapparats beteiligt war, trotz der Unterstützung Prominenter und der Auslandmedien, anders entschieden hat. Es liess sich nicht manipulieren, sich nichts einreden, sich nicht moralisch unter Druck setzen, und es fiel auf keine Taschenspielertricks herein. Alle Achtung, die Demokratie lebt. Werner Arning, Mörfelden-Walldorf (D)

Ich konnte mir ein verschmitztes Lächeln auf den Stockzähnen nicht verkneifen, weil all die gescheiten Journalisten, Politiker und Prognostiker einmal mehr klar bewiesen haben, dass sie keine Ahnung haben, was an der Basis im Volk wirklich abgeht. Diese Möchtegern-Besserwisser-Elite hat einmal mehr aufgezeigt, dass sie nicht imstande ist, den Puls des Volkes



«Gutes Zeichen für Europa»: Donald Trump.

wirklich zu spüren und wahrzunehmen. Mich überrascht das Resultat nicht. Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel

Die Wahl hat auch gezeigt, dass die europäische Art der Polarisierung bei Amerikanern nicht gegriffen hat: hier die heilige Hillary, dort der tumbe Trump. Vielleicht sollten wir uns angewöhnen, dass Menschen und das Leben viele Seiten haben. Es gibt nicht nur Schwarz oder Weiss. Wird Trump ein guter Präsident? Wir wissen es nicht. Wenn der Wahlkampfdampf verfliegen ist, wird nicht alles so heiss gegessen, wie es gekocht wurde. Trump hat die USA nicht gespalten, sondern er hat ein zutiefst gespaltenes Land dank Obama vorgefunden. Und Ronald Reagan wird heute auch differenzierter interpretiert als zu seiner Zeit. Chris Dasch, Saulgrub (D)

Die Politelite, die auf Kosten der Völker und des Planeten den Oligarchen und dem eigenen Portemonnaie dient, könnte bald ausgepokert haben. Die Furcht vor den eigenen Völkern geht um. Immer mehr Menschen, die dieses Machtspiel durchschauen, sorgen dafür, dass sich der Sockel der Pyramide der Macht zu regen beginnt. Sie droht einzustürzen wie ein Kartenhaus und reisst all die Meinungsdictatoren, Manipulierer, Volksverhetzer, intellektuellen Besserwisser, Experten, Bajazzos (Künstler), Antirassisten, Antipopulisten, Antirechtsextremen samt ihren Lügenmedien in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit. Dank gebührt dem gebeutelten amerikanischen Volk, das diese

Wahl getroffen hat. Sie könnte zu einem Wendepunkt zum Besseren werden für eine von Krieg und Betrug überzogene Welt.

Maximilian Spoerri, Zeiningen

Amerika hat anders gewählt, als die internationale und auch die nationale Presse es gewollt und gewünscht hat. Auch die angeblich so sachlichen Umfragen lagen total daneben. Da stellt sich nun die Frage, wie glaubwürdig unsere Medien überhaupt noch sind.

Eugen Fritz, Winterthur

Danke, dass ihr so früh schon den scheinheiligen Schranzen in den USA und überall in der Welt die Maske vom Gesicht gerissen und Trumps Chancen objektiv eingeschätzt habt.

Jürgen Werth, Erfurt (D)

Ich stehe politisch rechts, bin also automatisch auch ein Populist. Meine Frage ist nun: Wer sind denn die anderen, die keine Populisten sind? Wie benennt man sie? Wer sind die, die mich als Rassisten, Fremdenhasser, Pack und dumpfe Masse beschimpfen? Es sind die Herrschenden, die Eliten, die Pharisäer und Schriftgelehrten. Sie dulden keine Abweichungen vom Mainstream, weder von rechts noch von links. Ihr Platz an der Krippe darf nicht gefährdet werden. *Paul Stolzer, Oberweningen*

Ein Wechsel, weg von diesem fragwürdigen Clinton-Kartell mit seiner falschen Moral, war dringend nötig. Was wurden da für üble Szenarien an die Wand gemalt: Die Börsen würden kollabieren (das Gegenteil ist wahr), die ganze Weltwirtschaft würde zusammenbrechen, Spott und Häme wurden über Donald ausgebreitet. Und nun ist zum Glück alles anders! Sie haben die Quittung erhalten, unsere Selbstgerechten, die Gutmenschen, die Gleichgerichteten und ihr Anhang. Ganz leise wird man da-

bei auch an die EWR-Abstimmung in unserem Land erinnert. Auch damals gab es, zu Recht, eine schallende Ohrfeige.

Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon

Girods verdrehte Tatsachen

Nr. 45 – «Unnötiges russisches Roulette»; Bastien Girod für den Atomausstieg

Der grüne Nationalrat Bastien Girod behauptet, dass sich beim geplanten Weiterbetrieb der heutigen AKW-Typen Fukushima oder Tschernobyl wiederholen werde. Dabei beruft er sich auf eine kürzlich publizierte Studie unter Beteiligung des renommierten ETH-Forschers Didier Sornette. Ich habe Professor Sornette um eine Stellungnahme gebeten, die auch postwendend kam. Darin heisst es, dass seine Studie von Befürwortern der Initiative falsch «ausgeschlachtet» worden sei. Das zentrale Thema sei das Kosten- und nicht das Sicherheitsrisiko von AKW gewesen. Die umfangreiche Datensammlung gebe keine Auskunft über die Sicherheit von Kernanlagen.

Girods ungeheuerliche Behauptung entlarvt sich damit als reine Propaganda. Girod behauptet weiter, die Schweiz sei imstande, dank bestehender Wasserkraft sowohl die Winterversorgung als auch den Ausgleich der Schwankungen von Solar- und Windenergie problemlos und klimafreundlich zu gewährleisten. Auch hier beruft er sich auf eine Studie der ETH, wo man in der Schlusszusammenfassung allerdings liest, «dass durch den anvisierten langen Zeithorizont von mehreren Jahrzehnten diese Transformation des Energiesystems im Grundsatz technologisch machbar ist».

Bei Girod ist aber dieser Umbau schon jetzt machbar. Girod kümmert wohl auch eine weitere Feststellung aus der Stellungnahme Sornettes nicht, wonach in der Ausstiegsdebatte das Risiko eines Energieportfolios ohne AKW

mit einbezogen werden muss: «So führt beispielsweise der Ausstieg Deutschlands europaweit zu geschätzt 2500 frühzeitigen Todesfällen durch nun erhöhte Kohleemissionswerte.» Schleierhaft bleibt, wie Girod den offiziellen Anteil von Wind und Sonne am Schweizer Strommix (gemäss offizieller Statistik 1,9 Prozent im letzten Jahr) auf 4,3 Prozent erhöht. Es erscheint doch erstaunlich leichtfertig, wie ein Umweltwissenschaftler Tatsachen verdreht.

Martin Schlumpf, Würenlingen

Ich wüsste allzu gern, was passiert, wenn alle Atomkraftwerke der Schweiz gleichzeitig abgeschaltet würden, zum Beispiel nur für drei Werktage, als Versuchsballon für die Bevölkerung und das Gewerbe sozusagen. Und als Bedenkzeit für die grandiosen Vordenker in Bern, die wir vertrauensvoll gewählt haben zum Wohl unseres Landes. Vielleicht, ja vielleicht ginge dann Frau Bundesrätin Leuthard ein (Kerzen-)Licht auf, es käme eine vorweihnachtliche Erleuchtung über sie und auch über ihr inzwischen erleuchtetes Umfeld. Vielleicht hörte sie dann auf, mögliche Kritiker mit Zückerchen gefügig zu machen.

Ach ja, fast ging es unter: Wenn Bundesrätin Leuthard nicht mehr in ihrem Tesla herumfahren kann, weil der Atomstrom fehlt, beginnt sie vielleicht umzudenken, wenn sie marschieren muss. Frische Luft fördert ja bekanntlich die Durchblutung.

Michael Schollenberger, Küsnacht

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Volg. Im Dorf Daheim. In Wilchingen zuhause.

Der Apfel wächst nicht weit vom Dorf!

Obstbäuerin Vreni Hedinger ist eine von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Ihr Obst ist im Volg Wilchingen (SH) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



Volg
frisch und fründlich

brandinghouse

Schlaraffenland für Sozialarbeiter

Auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten boomt die Sozialindustrie. Chaoten, die ihre Wohnung demolieren, Schüler, die schwänzen: Alle erhalten grosszügige Unterstützung. Private bereichern sich in den Abgründen des Fürsorgestaats. Die Rechnung begleicht der Steuerzahler. Von Philipp Gut und Lukas Bischoff (Illustration)

Der dreizehnjährige Junge türkischer Abstammung – nennen wir ihn Ali – besucht die sechste Primarklasse in einer Zürcher Gemeinde. «Wenn er in die Schule geht», schreibt der Sozialarbeiter, sei Ali «leistungsmässig ein äusserst guter Schüler», auch sein Verhalten habe nie Anlass zu Problemen gegeben. Wenn er in die Schule geht: denn Ali hat schon wiederholt mehrere Wochen geschwänzt, «aus unerklärlichen Gründen». Um ihn kümmert sich nun eine Armada von Beratern und Therapeuten: neben den Lehrern und der Schulpflege die Schulsozialarbeiterin und der Sozialarbeiter der Gemeinde, der Kinder- und Jugendpsychiatrische Dienst des Kantons, das kantonale Amt für Jugend- und Berufsberatung, das regionale Kinder- und Jugendhilfzentrum et cetera. Doch es hilft nichts. Die staatlich besoldeten Sozialarbeiter weisen Ali schliesslich der «Fachstelle für aufsuchende sozialpädagogische Beratung Mehr Möglichkeiten» zu, die von ehemaligen Sozialarbeitern geführt wird, die sich selbständig gemacht haben. Für «Schülersupport» und «Familienbegleitung» im Fall Ali kassiert die Einzelfirma über 50 000 Franken im Jahr.

Zahl der Angestellten verdoppelt

Wie der nicht öffentlichen Tarifordnung zu entnehmen ist, verlangt «Mehr Möglichkeiten» zwischen 120 und 180 Franken pro Stunde, hinzu kommen diverse Pauschalen: 60 Franken werden pro halbe Stunde Einsatz für «Fallführung» und «Vernetzungsarbeit» berechnet, 60 bis 90 Franken für die «Wegzeit», 300 Franken für das Erstgespräch («wenn es zu keinem Auftrag kommt»), eine «Stand-by»-Pauschale von 300 Franken («Kapazitätsreservation», «ohne direkte Interventionen») sowie zusätzliche Kosten für schriftliche Berichte und Vereinbarungen. Für Einsätze am Abend und an Wochenenden verlangt die Firma einen Zuschlag von 20 Prozent.

Das Beispiel ist typisch für eine boomende Branche, die nicht unter der Frankenstärke und sonstigen ökonomischen Widrigkeiten zu leiden hat: Neben den Behörden ist, meist eng

mit ihnen verflochten, eine private Industrie entstanden, die von den ausufernden Sozialausgaben direkt profitiert. Wie viele solcher Firmen es in der Schweiz gibt und welche Umsätze sie erzielen, wissen nicht einmal die involvierten Verbände. Allein im Bereich der Arbeitsintegration – hier spricht man im engeren Sinn von «Sozialfirmen» – waren es gemäss der *Schweiz am Sonntag* schon vor zwei Jahren über 400. Tendenz steil steigend, in allen möglichen Bereichen.

Gemäss Beschäftigungsstatistik des Bundes gab es vor 25 Jahren rund 100 000 Stellen im Sozialbereich, heute sind es etwa doppelt so viele. Im selben Zeitraum wurden in der produzierenden Industrie über 170 000 Stellen abgebaut. Einen Hinweis auf das rasante Wachstum der Sozialbranche gibt die Asylorganisation Zürich (AOZ), die im «Migrations- und Integrationsbereich» tätig ist. Von 2011 bis ins erste Quartal 2016 hat sich ihr Personal-

bestand von 400 auf über 900 Mitarbeiter mehr als verdoppelt. Was gut für die Firmen und Organisationen ist, ist eine schlechte Nachricht für die Steuerzahler: Denn die Kosten trägt fast nie der Verursacher, sondern die Allgemeinheit. Die *Weltwoche* hat zahlreiche Fälle aus verschiedenen Gemeinden und Kantonen gesichtet. Man staunt.

Familienbegleitung — Unter diesem Stichwort erhalten Eltern Hilfe bei Erziehung und Haushaltsführung. Ein Beispiel liefert eine Eritreerin, die in den Akten zuweilen als Angolanerin vermerkt ist und die wir Frau N. nennen wollen. Sie wohnt zusammen mit ihren beiden Söhnen und ihrer Tochter in einer Asylunterkunft. Sämtliche Identitätspapiere hat die Familie vernichtet, weshalb alle – wie es häufig vorkommt – in den Akten mit dem Geburtsdatum 1. Januar geführt sind. Trotzdem bietet ihnen der Schweizer Staat jede

denkbare Unterstützung. Frau N. kann auch nach Jahren kein Wort Deutsch, überdies ist sie Analphabetin. Die Familie hat einen Beistand, die Tochter wird in einer Spezialschule unterrichtet, dazu kommt noch ein «Familiencoaching» durch die AOZ. Sechs Stunden pro Monat kosten 1320 Franken, so viel wie eine Wohnungsmiete. Die Hälfte des Betrags wird für «Nebenkosten/Wegpauschale» berechnet.

Zur Begründung der teuren «Massnahme» schreibt die zuständige Sozialarbeiterin, es gebe «Schwierigkeiten in der Erziehung» und ein «Missverhältnis der Machtverhältnisse innerhalb der Familie». Sprich: Die Bengel tanzen der Mutter auf der Nase herum. Verständnissvoll heisst es in einem «Zwischenbericht» des Familienbegleiters, die Mutter gebe sich sehr viel Mühe, den Alltag zu meistern. Aber: «Bedingt durch ihre Persönlichkeit, ihren kulturellen Hintergrund und Analphabetismus sind ihre Möglichkeiten bescheiden.» Der Familienbegleiter macht jedoch nicht etwa die Mutter für die Erziehung ihrer Kinder verantwortlich, nein: Er schiebt den Schwarzen Peter den Behörden

Hübsch Geld verdienen lässt sich auch mit «sozialpädagogischen Besuchsbegleitungen».

zu. Die Situation in der Asylunterkunft sei «aufgrund des knappen Wohnraums unhaltbar», ein «normales» Familienleben nicht möglich. Zudem terrorisiere eine somalische Familie mit vier Kindern die Nachbarschaft. Gemäss Frau N. habe sie Feuer gelegt, andere Kinder beklaut, bedroht und geschlagen. Ultimativ fordert der Familienbegleiter, der selbst einen «Migrationshintergrund» und einen arabischen Namen hat: «Die Familie braucht eine richtige Wohnung.» Dasselbe fordert die Sozialarbeiterin des kantonalen Jugendamts.

Doch nicht nur ausländische Eltern werden dazu erzogen, wie man erziehen muss. Eine typische Klientin ist etwa Frau B., eine «Dorfschlampe», wie es sie gemäss Insidern in fast



jeder Gemeinde gebe. Der rüde Begriff beschreibt alleinerziehende Mütter, die mehrere Kinder von verschiedenen Vätern haben. Die Durchsetzung elementarster Regeln – Ordnung, Sauberkeit, Mitarbeit im Haushalt, Zuverlässigkeit, Tagesstruktur, Umgang mit Medien – überfordere Frau B., schreibt die beteiligte kantonale Jugendsozialarbeiterin. Sie brauche weiterhin eine sozialpädagogische Familienbegleitung samt Jugendcoaching. Kostenpunkt: 32 000 Franken pro Jahr.

Besuchsbegleitung — Hübsch Geld verdienen lässt sich auch mit «sozialpädagogischen Besuchsbegleitungen». Will heissen: Eine Fachperson ist dabei, wenn ein Elternteil, der nicht im gleichen Haushalt lebt wie das Kind und als irgendwie risikoreich eingestuft wird, dieses besucht. Nehmen wir das Beispiel von Kevin, einem fünfjährigen Philippiner. Die «sozialpädagogisch begleiteten» Treffen mit seinem Vater kosteten anfänglich gegen 36 000 Franken. Doch das genüge nicht, befand die Besuchsbegleiterin – worauf der Betrag auf über 40 000 Franken angehoben wurde. Die Kosten tragen die Steuerzahler. «Der Kindsvater ist auf Sozialhilfe angewiesen. Aus diesem Grund sind die Voraussetzungen für die Erhebung eines Elternbeitrags nicht gegeben», heisst es in den Akten. So ist es fast immer.

Fremdplatzierung — So richtig teuer sind Fremdplatzierungen von Kindern bei Pflegefamilien oder in Heimen. Für schockartiges Erstaunen sorgte in der kleinen Zürcher Gemeinde Hagenbuch der Fall einer eritreischen Familie, die jährliche Kosten von rund einer halben Million Franken zu Lasten der Mitbürger produzierte, ein Viertel des gesamten Gemeindebudgets. Wie solch exorbitante Beträge entstehen, zeigt das Beispiel von Jeff. Der Jugendliche mit Jahrgang 1998 fand nach Ende der Schulzeit keine Lehrstelle und landete im «Zwischenlösungsprogramm Job Plus». Doch wegen untragbaren Verhaltens flog er dort raus. Auch an der nächsten Station, der Stiftung Berufslehr-Verbund Zürich (BVZ), scheiterte er. Er sei nicht vermittelbar. Dies, obwohl Jeff bereits verschiedene Hilfeleistungen wie einen Jugendcoach erhalten hatte. Das reiche nicht, befanden die Sozialarbeiter – und stellten den Antrag auf eine «ausserfamiliäre Platzierung und Betreuung» im sozialpädagogischen Zentrum Gfellergut. Kosten pro Jahr: über 80 000 Franken.

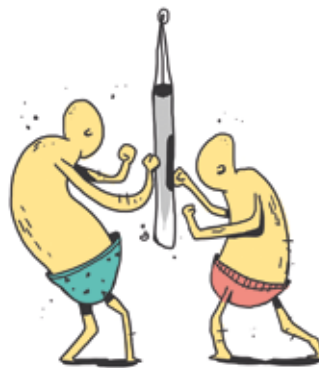
Beträge in dieser Höhe sind durchaus die Regel. Der vorläufig aufgenommene Somalier Mohammed, 16, der im Wohn- und Tageszentrum Heizenholz in der Stadt Zürich untergebracht ist, verursacht Kosten von gegen 90 000 Franken. Für den Aufenthalt der siebzehnjährigen Angolanerin Maria im Sonderschulheim Friedheim zahlt die Gemeinde jedes Jahr 108 000 Franken. Die Eltern lebten nur knapp über dem Anspruch auf Sozialhilfeleistungen, weshalb die Voraussetzungen für einen Elternbeitrag «nicht gegeben» seien.

Markt spielt nicht

Der Sozialindustrie bietet sich hier ein Feld für dicke Geschäfte. In den letzten Jahren seien private Vermittlungsfirmen – sogenannte Fremdplatzierungsorganisationen (FPO) – wie Pilze aus dem Boden geschossen, sagt ein Kenner der Szene, der selbst Pflegekinder aufnimmt. Die meisten würden von gewesenen Sozialarbeitern geführt. Das Geschäftsmodell ist einfach – und sorgt bei den Pflegefamilien für einigen Unmut: Die FPO verlangen pro Kind und Tag zwischen 180 und 300 Franken.

Die Pflegeeltern erhalten davon aber nur etwa 80 oder 90 Franken, also weniger als die Hälfte, manchmal auch nur einen Drittel. Laut dem Fachverband Integras beträgt der Anteil der FPO an den Kosten sogar bis zu 70 Prozent. So verdienen die Vermittler an einem Kind, das sie gar nicht selbst betreuen, beherbergen und verpflegen müssen, locker 40 000 Franken jährlich.

Spielt hier nicht der freie Markt? Der zitierte Pflegevater winkt ab. Das Geschäft sei intransparent, und die FPO hätten die «Informations- und Berichtshoheit». Die neuen Strukturen verstärkten dies: Die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) steht zuoberst in der Hierarchie; sie delegiert an die Beistände, und diese wiederum an die FPO. Letztere verfassen die Berichte, auf die sich dann alle stützen. Die Behörde könne die Aufsichtspflicht gar nicht mehr richtig wahrnehmen, und es könne zu Interessenkonflikten kommen. Denn im Zweifelsfall entschieden sich wohl viele Vermittler für den eigenen Profit – und nicht unbedingt für das vielzitierte Kindeswohl. Wer verschenkt schon die beste Kuh im Stall?



Arbeits- und Ausländerintegration — Sie haben alle sinnige Namen: «Brückengebot Trampolin», «Förderplatz Marktücke», «Belastbarkeitstraining», «Jobtraining». Eine Unzahl von Sozialfirmen versucht Leuten, die nicht richtig arbeiten können oder wollen, das Arbeiten beizubringen oder es zumindest zu simulieren.

Die Sozialen Dienste der Stadt Zürich etwa haben einen Rahmenvertrag mit der Firma Marktücke GmbH abgeschlossen und weisen dieser regelmässig «Klienten» zu. Die *Weltwoche* hat den Vertrag studiert – das sind die Kosten: 300 Franken Aufnahmegebühr, 1080 Franken vom ersten bis zum sechsten Monat, dann 720 Franken und schliesslich in «Phase 3», wenn die Teilnehmer «eine Leistungs-

Wenn jemand von der Sozialhilfe abgelöst wird, dann selten, weil er es geschafft hat.

fähigkeit von 50 Prozent» erreicht haben, 1440 Franken monatlich. Für «Nachbegleitung» sind nochmals 240 Franken zu überweisen.

Ein typischer Fall ist derjenige der iranischen Sozialhilfebezügerin Azada. Sie nahm zuerst am Programm «Basisbeschäftigung» der Stadt Zürich teil und wurde dann an die Marktücke weitertransferiert. Dort arbeite sie zwar zuverlässig, heisst es in einem Zwischenbericht, doch reiche ihr Deutsch «bei weitem nicht aus», um einen nichtsubventionierten Job zu finden. Dies, obwohl Azada seit längerem auch einen Deutschkurs auf Kosten der Allgemeinheit belegt.

Die teuren Bemühungen fruchten oft wenig, auch dies zeigen die Akten: Wenn jemand von der Sozialhilfe abgelöst wird, dann selten, weil er es geschafft hat. Meist wandert er in ein anderes Sozialhilfesystem (IV, AHV) ab, oder er zieht in eine neue Gemeinde um, wo das Spiel von vorne beginnt.

Wohnungsvermittlung — Ein Heer von Sozialarbeitern kümmert sich um jedes Detail im Leben seiner Schäfchen. Dazu gehört beispielsweise auch die «Wohnraumsicherung». Was jeder normale, steuerzahlende Bürger selbst tun muss – nämlich bei Bedarf eine Wohnung für sich und seine Familie zu suchen –, das übernimmt der Staat, der wiederum Firmen oder Stiftungen bedient. «Hinführung zur Wohnfähigkeit nach Schweizer Standards», nennt sich das dann, oder «intensives Wohntraining». Dabei geht es um elementarste Verhaltensregeln, die offensichtlich vielen,

Zu erfolgreich

Die Sozialhilfequote der Stadt Dübendorf ist extrem tief. Linke Politiker sind alarmiert und wittern eine fremdenfeindliche Vertreibungspolitik. Zu Unrecht. *Von Alex Baur*



Sturm im Wasserglas: Dübendorf.

Zuerst vermeldete es der *Glattaler*, letzte Woche zog der *Tages-Anzeiger* nach: In Dübendorf soll die Leiterin der Fürsorgeabteilung via Facebook fremdenfeindliche Äusserungen verbreitet haben. «Lügenpresse verschweigt die wirkliche Fratze der unkontrollierten Einwanderung», war da zu lesen, «Stoppt den Asylwahnsinn in der Schweiz» oder «Lasst uns Flüchtlinge direkt bei den Politikern einquartieren, und ihr werdet sehen, wie schnell der Spuk endet!» Der letzte Spruch wurde ursprünglich von der deutschen Rechtspartei NPD in Umlauf gebracht. Eine gegenüber ihrer Stammklientel derart negativ eingestellte Chefbeamtin, so der Tenor, sei untragbar.

Schaut man sich die Sache genauer an – vor allem auch das, was ausgeblendet wurde –, entpuppt sich der Skandal als Sturm im Wasserglas. Der Dübendorfer Stadtrat hat die Chefbeamtin längst ermahnt, derartige Äusserungen zu unterlassen. Sie hält sich daran und löscht die Nachrichten. Rassistisch war keiner der Posts. Die NPD ist eine staatlich finanzierte deutsche Partei; wer mal einen Spruch von ihr zitiert, identifiziert sich noch lange nicht mit ihr. Die deftigsten Zitate waren im Umfeld der Massenübergriffe beim Kölner Bahnhof anzusiedeln, die auch bei linken Frauen undifferenzierte Reaktionen provozierten.

Vor allem finden sich unter den Statements auch Sätze wie: «Ich bin dafür, den Leuten zu helfen, die es wirklich brauchen.» Schaut man sich den gesamten Facebook-Auftritt an, wird klar: Die Beamtin, die sich privat für den Tierschutz engagiert, ist nicht

prinzipiell gegen Ausländer und Randständige, sondern nur gegen jene, die unser Sozialsystem missbrauchen, und vor allem gegen Politiker, die solches zulassen. Es ist denn auch kein konkreter Fall bekannt, bei dem die langjährige Chefbeamtin einen Fürsorgebezügler schlecht oder abschätzig behandelt hätte.

Man kann sich fragen, ob es auch einen Aufschrei gegeben hätte, wenn die Fürsorgechefin mit linken Radikalanliegen wie «Bleiberecht für alle» oder «Bedingungsloses Grundeinkommen» hauiert hätte. In der Sozialbranche ist es wie mit den Rockmusikern: Man geht selbstredend davon aus, dass sie links gewickelt sind; schert einer aus wie etwa der Musiker Gölä, wird das als Gotteslästerung gebrandmarkt.

In Dübendorf kommt noch etwas anderes hinzu: Die bürgerlich regierte Stadt hat die Schrauben bei der Sozialhilfe angezogen, und das mit spektakulärem Erfolg. Die Sozialhilfequote liegt mit 1,1 Prozent, weit unter dem nationalen Schnitt und dem Niveau vergleichbarer Agglomerationsgemeinden. Ein Erfolg freilich, der von der Sozialbranche gar nicht goutiert wird.

Angeführt von der grünen Lokalpolitikerin Flavia Sutter – einer ehemaligen Journalistin des *Glattalers* – wittert die linke Opposition eine Verdrängungspolitik. Die NZZ klagte schon bitter über angeblich überbeuerte Abbruchbuden, wo Asylbewerber unter unmenschlichen Bedingungen hausten. Der *Glattaler* schrieb über angeblich zu tiefe Mietvergütungen, die Sozialbezügler zum Umzug in andere Gemeinden zwingen. Im regionalen Vergleich sind die reglementierten Mietzinszuschüsse in Dübendorf indes gleich hoch wie in andern Gemeinden.

Sozialvorsteher Kurt Spillmann (SVP) hat eine andere Erklärung für die tiefe Sozialhilfequote. Wer sich in Dübendorf beim Sozialamt meldet, muss, sofern dies möglich ist, sich entweder intensiv um eine Arbeit bemühen oder an einem Arbeitsprogramm teilnehmen. Das bedeutet zwar Mehraufwand und Kosten, zahlt sich aber auf die Dauer aus. Der Erfolg gibt Spillmann recht. Jenen, die wirklich arbeiten wollen, wird geholfen – die andern meiden Dübendorf oder ziehen in eine Gemeinde, wo die Steuergelder freizügiger verteilt werden. Doch das ist nicht das Problem von Dübendorf.



vor allem ausländischen «Klienten» abgehen: «Einhalten der Hausordnung, regelmässiges Lüften, Reinigen der Wohnung, Umgang mit Geräten und Wohninfrastruktur, Verhinderung/Verminderung von Lärm- und Geruchsemissionen, Umgang mit Hauswartung und Nachbarschaft, Vermitteln von Grundlagen zu Mieterrechten und -pflichten».

Die Sozialarbeiteroptik ist dabei völlig verdreht: Für sie sind nicht die häufig rententen und unsauberen Bewohner, die in der Badewanne Feuer machen oder die Einrichtung auf andere Weise beschädigen, verantwortlich, sondern die Bösen sind die Vermieter, die den Wohnraum solcher Leute «gefährden». Für die «Zielgruppe» jener, denen eine Kündigung droht («Delogierungsprävention»), könnten die Gemeinden «einen separaten Auftrag erteilen», heisst es in einem Merkblatt der Zürcher Stiftung Domicil. Die Bürger berappen also auch die Sonderbetreuung von Schmutzfinken und Vandalen.

«Blindes Wachstum»

Alle diese Leistungen würde kaum jemand in Anspruch nehmen, wenn er dafür selbst bezahlen müsste. Hier liegt der ordnungspolitische Fehlanreiz der Sozialindustrie: Die Beteiligten – von den Sozialarbeitern über die Empfänger bis zu den privaten Profiteuren – haben nicht das geringste Interesse an einer Kostenreduktion. Jeder noch so kleine Schritt der «Klienten» wird «sozialpädagogisch» begleitet, es zahlen ja immer die andern. Auch deshalb schrauben sich die Sozialausgaben in astronomische Höhen.

Vereinzelte kritische Stimmen regen sich jetzt sogar innerhalb der Branche. Die Verschiebung der Arbeitsplätze von der Industrie in den Sozialbereich sei «mehr als eine sozialpolitische Herausforderung», sagt Lynn Blattmann, Geschäftsführerin des Fachverbands unternehmerisch geführter Sozialfirmen (FUGS) und Managerin der in der Arbeitsvermittlung tätigen Dock-Gruppe. Sie wehre sich seit Jahren «gegen blindes Wachstum im Sozialbereich». Im Fachverband arbeiteten sie daran, die Sozialunternehmen günstiger zu machen, da sie sonst bei der Sozialhilfe «zu Recht weggespart werden». Es ärgere sie, so Blattmann, dass «niemand über Kosten und Nutzen reden will». Die Gründe dafür sind offenkundig: Genauer hinzuschauen, würde vielen das Geschäft verderben. ○



**Öffentliche Vorträge von Roger Köppel,
Chefredaktor und Verleger der Weltwoche**

Trump, Brexit und die Folgen für die Schweiz

Ein optimistischer Blick in die Zukunft

Nächste Veranstaltungen:

Luzern: Mittwoch, 23. November 2016

Hotel «Schweizerhof», Luzern

Olten: Montag, 28. November 2016

Hotel «Arte», Olten

Beginn: 19.30 Uhr, Türöffnung: 18.30 Uhr, Eintritt frei

Weitere Referate folgen.

Islamische Terrorhelfer in Basel?

Immer mehr Indizien deuten auf ein Netzwerk der irakischen Terrororganisation Ansar al-Islam in Basel hin. Im jüngsten Fall verdächtigt der Nachrichtendienst einen jungen Kurden, der zurzeit in Ausschaffungshaft sitzt. *Von Kurt Pelda*

Es ist eine langwierige Recherche, die an einem Sommernachmittag im Basler Ausschaffungsgefängnis Bässlergut ihren Anfang nimmt. Im Besucherraum steht ein kahlgeschorener junger Häftling mit Bart am vergitterten Fenster und schaut den Tischtennisspielern im kleinen Innenhof zu. Es ist der kurdisch-irakische Asylant Ali A.

Der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) hält Ali A. für gefährlich, denn es bestehe der dringende Verdacht «eines Bezugs oder sogar der Zugehörigkeit zu einer terroristischen Vereinigung». Bei dieser Terrororganisation handelt es sich um die kurdisch-irakische Gruppierung Ansar al-Islam («Unterstützer des Islam»), die früher mit al-Qaida alliiert war und seit vielen Jahren auf der Terrorliste der Uno steht. Im August 2014 schloss sich der grösste Teil der Gruppe dann dem Islamischen Staat (IS) an. Unklar ist, ob dem NDB Beweise für die Zugehörigkeit von Ali A. zu Ansar al-Islam vorliegen.

«Frankreich hat es verdient»

Im Gefängnis Bässlergut betritt jetzt ein anderer Bärtiger den Raum und setzt sich zu Ali A. Man ist offenbar schon länger befreundet. Der Besucher ist der Arlesheimer Salafist und IS-Sympathisant Kilian C., der nach den Terroranschlägen von Paris vor einem Jahr auf Facebook schrieb: «Frankreich hat es verdient. Es sollen noch mehr Anschläge gemacht werden in diesem dreckigen Staat.» Wegen dieser Äusserung hat C., Islamist und suspendiertes Mitglied des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS), nun ein Verfahren der Bundesanwaltschaft am Hals.

Auskunft darüber, warum er in Ausschaffungshaft sitzt und ob er sich im Irak einer Terrorbewegung angeschlossen hat, will Ali A. nicht geben. Er beschwert sich nur darüber, dass es im Bässlergut keinen Fitnessraum gebe. Das sei echt ein starkes Stück. Weil er selber schweigt, bleibt nichts anderes übrig, als seine Geschichte anhand von Gerichtsurteilen und Zeugenaussagen zu rekonstruieren. Der 1992 geborene Ali A. kam als Siebenjähriger mit sei-



Auskunft will er keine geben: Islamist Ali A. (r.), in Basel.

nem Vater und seinem jüngeren Bruder Omid aus dem kurdischen Norden des Irak in die Schweiz. Ein Jahr später erhielt der Bub zusammen mit seinen beiden Schwestern Asyl, und 2004 wurde ihm eine Niederlassungsbewilligung erteilt. Entgegen dem Asylrecht reiste er erstmals im Sommer 2014 zurück in den Irak, und zwar nach Erbil, der Hauptstadt der kurdischen Autonomieregion im Norden des Landes. Im Verhör behauptete er, dass er

Iran ab. In diesem Zusammenhang muss man wissen, dass das Kerngebiet von Ansar al-Islam bei der kurdisch-irakischen Stadt Halabdscha an der Grenze zum Iran liegt. Manchmal haben die Kämpfer von Ansar al-Islam in der Vergangenheit auch Zuflucht bei ihren kurdischen Anhängern jenseits der Grenze im Iran gesucht. Welche Rolle dabei die iranischen Sicherheitsdienste spielen, ist bis heute nicht geklärt.

seine Eltern habe besuchen wollen. Seinem Vater war nämlich schon 2011 das Schweizer Asyl entzogen worden, weil er sich einen irakischen Reisepass besorgt hatte und damit in den Irak zurückgereist war. Die Eltern leben seither mit einem Teil der Familie angeblich wieder in Erbil.

Bezug zur «Krekar-Zelle»

In Erbil beantragte Ali A. ebenfalls einen irakischen Reisepass. Mit diesem reiste er im Sommer 2015 erneut in den Irak, angeblich, weil er heiraten wollte. Als die Hochzeit aber platzte, setzte er sich in den benachbarten

Extremismus

Nach wie vor weiss die Öffentlichkeit praktisch nichts über den mutmasslichen Hassprediger Scheich Abdurrahman. In der Winterthurer An-Nur-Moschee soll er laut Zeugen zum Mord an Muslimen aufgerufen haben, die nicht zum Gebet im Gotteshaus erschienen.

Ein Moscheebesucher erzählt, dass der Imam über eine N-Bewilligung verfüge und in einer Asylunterkunft an der Zürcher Goldküste gemeldet sei. Es dauert eine ganze Weile, bis ich schliesslich in Küsnacht fündig werde.

Am Briefkasten eines einstöckigen Giebelhauses mit bunten Fensterläden ist neben dem etwas verblichenen Logo der Asyl-Organisation Zürich (AOZ) auch Abdurrahmans Name angeschrieben. Ein freundlicher junger Mann öffnet die Tür.

Ich zeige ihm ein Foto des Imams. Ob er den schon mal gesehen habe, frage ich auf Arabisch. Ja, der wohne hier.

Der Asylsuchende lädt mich zum Tee ein. Abdurrahman habe im Zimmer Nummer 3 gewohnt, zusammen mit einem Schwarzafrikaner, ungefähr seit zwei Monaten. Tatsächlich sei er aber nur jeweils einmal pro Monat aufgetaucht, um ein Formular zu unterzeichnen. Dank dieser Unterschrift erhalte dann jeder Bewohner 485 Franken Sozialhilfe.

Von Abdurrahmans Zimmer hat man einen schönen Blick über den Zürichsee und den Üetliberg. Leider hat der Imam das nicht ausgenutzt, sondern ist entgegen den Asylvorschriften nach Winterthur gezogen, um dort in der An-Nur-Moschee zu übernachten.

Kurt Pelda

Ali A. sagt, er habe nach drei Tagen im Iran wieder in den irakischen Teil von Kurdistan zurückkehren wollen, sei jedoch bei der Ausreise aus dem Iran verhaftet worden. Daraufhin habe er ein Jahr in einem iranischen Gefängnis verbracht. Nach Angaben seines Freundes Kilian C. gibt es iranische Dokumente, die das beweisen sollen. Ali A. könne sich in dieser Zeit also gar keiner Terrorbewegung angeschlossen oder gar als Dschihadist gekämpft haben. Dennoch hält der NDB zumindest am Bezug zu Ansar al-Islam fest. Als Hinweis darauf führen die Schlapphüte den «ausgesprochen engen Umgang» von Ali A. mit zwei ebenfalls in Basel lebenden kurdisch-irakischen Brüdern an, die als Cyber-Dschihadisten zur sogenannten Krekar-Zelle gehörten und 2014 wegen Unterstützung von Ansar al-Islam vom Bundesstrafgericht verurteilt wurden. Mullah Krekar, ehemaliger Chef von Ansar al-Islam und Asylant in Norwegen, wird inzwischen verdächtigt, ein europaweites Terrornetzwerk mit Verbindungen auch in die Schweiz angeführt zu haben – mit dem Ziel, Kämpfer für den IS zu rekrutieren.

Ein Geheimdienst nach dem andern

Ali A., dem inzwischen Flüchtlingsstatus und Asyl rechtskräftig aberkannt wurden, hat im Gefängnis Bässlergut von einem der Brüder der «Krekar-Zelle», Mustafa T., Besuch erhalten. Als der junge Kurde im Juli aus dem Irak nach Basel zurückkehrte und verhört wurde, telefonierte er auch als Erstes mit Mustafa T., der wegen Unterstützung von Ansar al-Islam und Urkundenfälschung eine bedingte Haftstrafe von zwei Jahren erhalten hatte. Zum Schuldspruch hatte unter anderem ein von Mustafa T. abgegebener Kommentar zum Video eines Selbstmordattentats geführt. In einem Internet-Propagandaforum von Ansar al-Islam schrieb Mustafa T. dazu: «Gott soll den Helden [...] als Märtyrer aufnehmen und die Gruppen Ansar al-Islam und Islamischer Staat im Irak stärken und einigen.»

Ali A. wollte in den Verhören glaubhaft machen, dass ihn der iranische Geheimdienst nur aus der Haft entlassen habe, damit er im Gegenzug für die Iraner in der Schweiz den IS ausspioniere – dies, weil ein Onkel von Ali A. für den IS kämpfe. Eine ganz ähnliche Begründung hatte Ali A.s Vater abgegeben, als er sich Jahre zuvor gegen die Aberkennung seines Asylstatus gewehrt hatte. Damals behauptete er, der kurdisch-irakische Geheimdienst habe von ihm gefordert, in der Schweiz als Spitzel zu arbeiten. Und Karwan T., der ältere der beiden Brüder in der Basler «Krekar-Zelle», behauptete im Strafverfahren, der schweizerische Nachrichtendienst habe ihn anwerben wollen. Das sind etwas viele Geheimdienste, die am Rheinknie Ansar al-Islam und den IS bespitzeln wollten. ○

Politik

Der grosse Bluff

Das ganze Hin und Her wegen der Zuwanderungsinitiative war ein Trugbild. Es gab nie Verhandlungen mit der EU.

Bei den Treffen zwischen Vertretern der EU und der Schweiz wiederholt sich seit einigen Wochen stets das gleiche Ritual. Nach der vertraulichen Plauderrunde folgt der obligate Auftritt vor den Medien, wo man sich über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) auslässt – meistens steht man unmittelbar vor einem Durchbruch. Der Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, fand nach der Sitzung im gemischten Ausschuss Schweiz-EU im Oktober lobende Worte über den konstruktiven Dialog. Die deutsche Bundeskanzlerin zeigte sich nach dem Treffen mit Bundespräsident Johann Schneider-Ammann Anfang November zuversichtlich, dass die Verhandlungen zwischen der Schweiz und der EU über die Zuwanderung zum Erfolg führen werden. Knapp zehn Tage später verkündete ein in der Schweiz zu Besuch weilender Spitzendiplomat aus Brüssel vollmundig, eine Lösung in der Zuwanderungsfrage zwischen der Schweiz und der EU sei möglich.

Das Ganze ist jedoch eine Chimäre, ein Trugbild. Es gibt und gab nie Verhandlungen mit der Europäischen Union über die Zuwanderungsfrage. Das ist keine Erfindung der SVP. Das sagte unter anderem auch ein hochrangiger Schweizer Spitzendiplomat bei einem Hintergrundgespräch mit der *Weltwoche* fadengerade heraus. Die Statements zu laufenden Verhandlungen mit EU-Vertretern über die Lösungsfindung – alles Schall und Rauch. Die EU habe nach der MEI-Abstimmung unmittelbar signalisiert, dass sie über die Personenfreizügigkeit nicht verhandle, sagt der Diplomat. Es gibt auch kein Verhandlungsmandat auf Seiten der EU zur Personenfreizügigkeit. Man habe seither mit EU-Vertretern bloss ein wenig diskutiert, um Zeit zu gewinnen. Im Sommer vor den Wahlen 2015 habe man die Idee mit dem neuen Chefunterhändler lanciert, als Ablenkungsmanöver. Und jetzt sei man genau an dem Punkt, wo man hinwollte, bei einer Lösung, die das Personenfreizügigkeitsabkommen zwischen der Schweiz und der EU nicht ritzt.

Ein wirkliche Überraschung ist das nicht, es bestätigt nur, was man schon immer vermutet hat. Das ganze Hin und Her mit der EU war ein grosser Bluff. Seit der MEI-Abstimmung 2014 hat man bei den Stimmbürgern konstant den Eindruck erweckt, man feilsche mit den EU-Vertretern über eine Anpassung des Abkommens zum freien Personenverkehr. Die angeblichen Schweizer Unterhändler rapportierten wie bestellt brav nach Hause, die EU habe zu diesem Vorschlag einen Einwand und mit jener Lösung ein Problem. Dabei war alles eine Art Potemkinsches Dorf, eine Fassade.

Die Masseneinwanderungsinitiative verlangt nebst einer Regulierung der Zuwanderung auch neue Verhandlungen mit der EU. Also hat man so getan als ob. Und mit der Drohkulisse EU im Rücken liess sich der Verfassungsartikel über die Zuwanderung von den Bedenkenträgern der SP und der FDP im Parlament etwas leichter zurechtbiegen.



Mario Gattiker.

Inzwischen verteidigt sogar der Schweizer Bundespräsident in Interviews die Umsetzungsvorschläge des Parlaments, als wären es seine eigenen, obwohl diese von Experten für verfassungswidrig erklärt wurden und zudem dem Vorschlag der Landesregierung krass zuwiderlaufen. Mit einem Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative will der Bundesrat den parlamentarischen Verfassungsbruch jetzt ausserdem noch decken. Ein neuer Verfassungsartikel soll die geplante skandalöse Umsetzung der MEI durch das Parlament institutionell legalisieren.

Auch jetzt noch bespricht die Schweiz jeden Schritt mit Vertretern der Europäischen Union, wie die letzten Auftritte von Schneider-Ammann einmal mehr beweisen. Fassen wir also zusammen: Die EU lehnt Verhandlungen ab, die Schweiz tut so, als ringe man der EU bei der Zuwanderungsfrage Zugeständnisse ab, sie lässt sich von den Technokraten in Brüssel innenpolitisch dreinreden und die Nichtumsetzung eines Volksentscheides diktieren – willkommen in der neuen Ordnung.

Hubert Mooser

Geldvernichtungsmaschine

Der sorglose Umgang von Schweiz Tourismus mit Steuergeldern in der Ära Jürg Schmid zeigt sich auch bei den Entschädigungen an eine Tochtergesellschaft der Tourismusorganisation.

Von Hubert Mooser

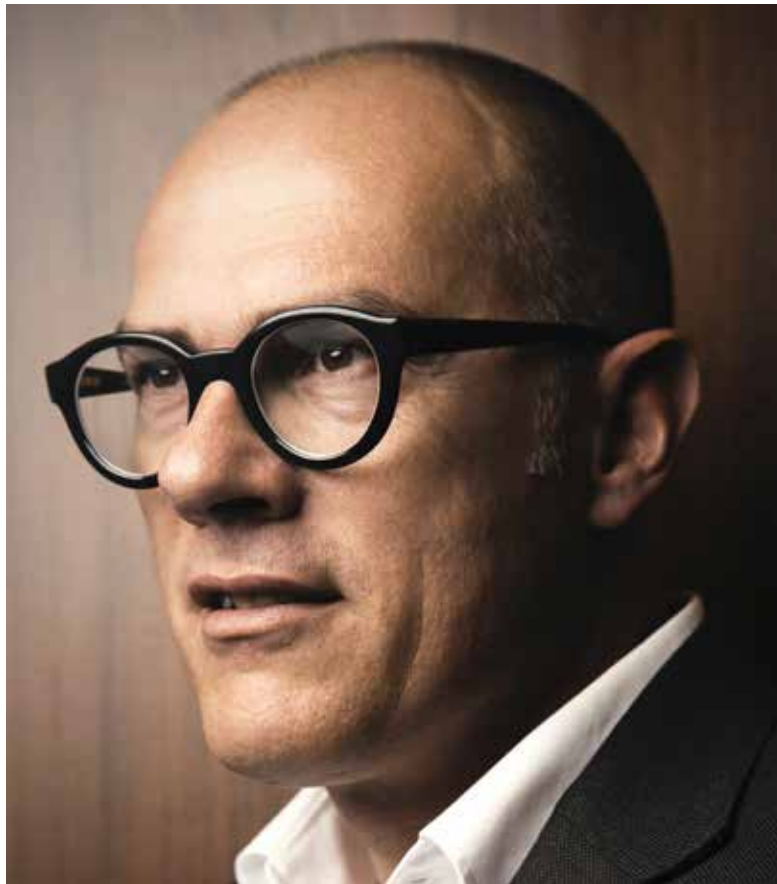
Der Mann ist der neue Werbeträger von Schweiz Tourismus in Indien: Ranveer Singh, Superstar der indischen Filmindustrie, wie der *Sonntagsblick* kürzlich berichtete. Und der Star aus der indischen Traum- und Kitschfabrik Bollywood kommt für den Direktor der Organisation Schweiz Tourismus (ST) Jürg Schmid wie gerufen. Seit einigen Wochen steht Schmid, jahrelang gehätschertes Liebling der Schweizer Boulevardpresse, wegen der branchenunüblichen, überrissenen Lohnsteigerungen der letzten Jahre von verschiedener Seite unter Beschuss.

Dass die Organisation jetzt den neuen Werbeträger für Indien prominent in den Vordergrund rückt, ist für Branchenvertreter kein Zufall. Sofort ein anderes Thema zu lancieren, um von den eigenen Unzulänglichkeiten abzulenken – das sei typisch für ST-Direktor Jürg Schmid, sagen Leute, die ihn seit Jahren beobachten. Schmid selbst sieht überall nur noch Feinde: Er droht früheren Mitarbeitern, die er als Drahtzieher von gegen ihn gerichteten Presseartikeln vermutet, mit Klagen, erhebt falsche Anschuldigungen gegen die SVP. Sein Stab begegnet plötzlich bestandenem ST-Leuten mit Misstrauen.

Generöser Umgang mit Bundesmillionen

Dabei müsste sich der Direktor selber an der Nase nehmen. Wie ein roter Faden ziehen sich zwei Ärgernisse durch das inzwischen sechzehn Jahre dauernde Schmid-Regnum bei Schweiz Tourismus: die Forderung nach mehr Bundesmitteln – inzwischen kostet die Organisation den Bund 230 Millionen Franken. Und der etwas sorglose und generöse Umgang mit den zur Verfügung gestellten Subventionen. Dieser lässt sich nicht bloss an Schmid's Lohn- und Spesenentschädigung ablesen. Er zeigt sich auch bei Zahlungen an eine Tochtergesellschaft, ein privatrechtliches Unternehmen, an dem nebst Schweiz Tourismus auch der Hotelierversand, die SBB und Privatbahnen beteiligt sind.

Das Unternehmen nennt sich Switzerland Travel Centre (STC). Die Firma betrieb bisher unter anderem ein Kundenkontaktcenter (Con-



Personelle Verflechtungen: Schweiz-Tourismus-Direktor Schmid.

tact Switzerland) für Schweiz Tourismus und wurde dafür über Jahre grosszügig entschädigt. Es ist die Anlaufstelle für Gäste aus der Schweiz und aus dem Ausland. Hier werden Kunden betreut, deren Daten gesammelt, Hotelübernachtungen und andere Angebote verkauft sowie Reklamationen und Beschwerden professionell

Schweiz Tourismus hat den Auftrag bisher nie ausgeschrieben, obwohl man dies hätte tun müssen.

abgewickelt. Es geht um 160 000 Anfragen jährlich, die bearbeitet werden müssen.

Schweiz Tourismus hat diesen von Branchenvertretern als lukrativ bezeichneten Auftrag bisher nie ausgeschrieben – obwohl man dies seit 2010 zwingend hätte tun müssen. Stattdessen hat ST das eigene STC damit beauftragt. Wie verfilzt die ganze Geschichte ist, beweist die Zusammenstellung des STC-Verwaltungsrates. Der frühere Hotelierversandspräsident Guglielmo Brentel ist Präsident, obwohl er dies laut dem im Aktionärsbindungsvertrag festge-

schriebenen Rotationsprinzip eigentlich nicht mehr sein dürfte. Jürg Schmid ist Vizepräsident. Mitglied des Verwaltungsrates sind auch der ST-Vorstandspräsident Jean-Francois Roth und Jeannine Pilloud von den SBB, die ebenfalls dem Vorstand von Schweiz Tourismus angehört.

Die Firma wurde Ende der neunziger Jahre mit einer Anschubfinanzierung des Bundes aufgebaut und beschäftigt inzwischen gegen siebzig Mitarbeiter. Aber seit seinen Anfängen ist das STC eine Art Geldvernichtungsmaschine, die regelmässig saniert werden musste und seit 2004 nur dank generöser Abgeltung von Schweiz Tourismus für das vom STC betriebene Kontaktcenter über die Runden kommt. Wegen der personellen Verflechtungen von ST und STC, insbesondere Schmid's Doppelrolle und seiner engen freundschaftlichen Bande zu STC-Präsident Brentel, wurde in der Branche zuweilen verächtlich über das STC geredet – aber niemand schaute genauer hin.

Auch der Bund nicht, obwohl er ST mit hohen Beiträgen subventioniert.

Das änderte sich 2014 schlagartig. Aufgeschreckt durch Berichte des *Tages-Anzeigers* beugte sich die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) über die Bücher und rügte unter anderem die freihändige Vergabe des Kontaktcenters an das STC. Auf Druck der EFK musste Schweiz Tourismus deshalb den Auftrag für den Betrieb von Contact Switzerland neu vergeben. Seit Sommer 2016 läuft das entsprechende Ausschreibungsverfahren. Pikantes Detail: Das STC darf offiziell mitbieten, trotz der mehr als fragwürdigen Personenkonstellation. Oder anders gesagt: CEO Schmid entscheidet über die Vergabe eines lukrativen Auftrages an ein privates Unternehmen, bei dem er selber und der Präsident des ST-Vorstandes im Verwaltungsrat sitzen. Laut Marschtabelle wird über die Vergabe demnächst entschieden.

Überzahlte Leistungen an Tochterfirma

Dass das STC das Rennen macht, ist zwar noch nicht gesagt, aber aufgrund der personellen und finanziellen Verflechtungen wahrschein-

lich – es wird aber kaum mehr zu den bisherigen Bedingungen zum Handkuss kommen.

Es gibt Interessenten, die den Job billiger als das STC erledigen wollen und können. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* haben offenbar auch die SBB ihr Callcenter mitbieten lassen. Aber auch wenn die SBB den Auftrag erhalten würden, hätte die Übung einen schalen Beigeschmack – weil sich dann Bundesbetriebe gegenseitig öffentliche Ausschreibungen zuschanzen. Denn die SBB-Verantwortliche für den Personenverkehr, dem auch das SBB-Callcenter in Brig unterstellt ist, Jeannine Pilloud, sitzt, wie gesagt, sowohl im Verwaltungsrat des STC als auch im Vorstand von ST.

Die Frage ist auch, zu welchem Preis der Auftrag vergeben wird: Peter Kuhn, der frühere Direktor der Schweizerischen Verkehrszentrale, der Vorläuferorganisation von Schweiz Tourismus, schrieb in einem Beitrag der *Hotelrevue* von zwanzig Prozent günstigeren Offerten. Ob das zutrifft, weiss man nicht. Aber alle, die etwas vom Geschäft verstehen, betonen, dass die Leistungen des Kontaktcenters von ST seit Jahren massiv überzahlt wurden – damit der serbelnden Tochter der finanzielle Schnauf nicht ausgeht. So haben Experten gegenüber der *Weltwoche* den Wert der vom STC erbrachten Leistung auf zirka 1,3 bis 1,6 Millionen Franken beziffert. Laut EFK-Prüfungsbericht überwies ST als Pauschalentschädigung dem STC aber jährlich knapp über 2 Millionen Franken. In einem Jahr waren es sogar 2,8 Millionen Franken. Die EFK konnte jedoch nicht sagen, ob diese Zahlungen gerechtfertigt waren. Man habe keinen Benchmark gefunden, der die Höhe des Beitrags von ST ans STC validieren würde, heisst es in dem betreffenden EFK-Prüfungsbericht 2014. Schmid beharrt auf seiner Darstellung. Durch seine Pressestelle lässt er ausrichten: «Die Entschädigung an STC für den Betrieb des ST Contact Centers wurde regelmässig mittels Vergleichsofferten verifiziert.»

Für Touristiker ist klar: Die Gesamthöhe der Überzahlungen wird man spätestens dann einschätzen können, wenn der Auftrag neu vergeben worden ist. Für Schmid könnte es eng werden. Sollte das STC trotz allem nicht mehr berücksichtigt werden, steht die wirtschaftliche Existenz des Unternehmens auf der Kippe. Das Kontaktcenter sei das Herzstück des STC, sagen Experten.

Und wenn in Zukunft die Leistungen für das Kontaktcenter weniger betragen als die Überweisungen der letzten Jahre von Schweiz Tourismus an das STC, könnte dies auch eine Reihe von für Schmid unangenehmen Fragen aufwerfen. Zumal es sich bei den Profiteuren um Drittaktionäre wie SBB und Hotelleriesuisse handelt. Das wäre noch mehr Wasser auf die Mühlen jener Kreise, die Schmid weghaben wollen. Und da wird ihm wohl auch kein indischer Superstar als Werbeträger aus der Patsche helfen können. ○

Schweiz

Willkommenskultur, Teil zwei

Museumsbesuche, Fussballspiele, Butterzöpfe, Kondome – die Liste kostenloser Angebote für Asylanten ist lang.

Dr. med. Wolfgang Prinz will ein Vorbild sein. Darum behandelt der Zahnarzt aus Rorschach SG jugendliche Asylanten gratis. Und zwar umfassend: Füllungen, Wurzelbehandlungen, Schmerztherapie, Zahnreinigungen. Die Kosten für solche Behandlungen bringen jeden, der knapp rechnen muss, ins Schwitzen. Gegenüber den *Bodensee-Nachrichten* nannte Prinz «ein Zeichen setzen» als Grund für sein ehrenamtliches Engagement. Als ein «Zeichen der Solidarität» verstand es auch der kleine St. Galler Fussballklub SC Brühl, als er begann, Gratis-Tickets an Asylsuchende zu verteilen. Bald folgte ihm der grosse FC Zürich. Seit letztem Jahr gewährte dieser «Asylsuchenden und Flüchtlingen» gleich zu allen Heimspielen freien Eintritt. Und weiss dabei um Sepp Blatters Schützenhilfe. «Die Klubs haben ein wunderbares Zeichen gesetzt», hat er als Fifa-Präsident deutsche Vereine gelobt, die Flüchtlinge kostenlos in ihr Stadion lassen. Nicht alle aber finden die nobelgemeinte Geste des FCZ toll. «Wo bleiben Gratis-Eintritte für arme Schweizer Familien?», ätzen verärgerte Fans im Netz.

«Ein gutes Herz»

Indem sie Asylanten – weit über das Lebensnotwendige hinaus – kostenlos versorgen, wollen Unternehmer, Organisatoren und Veranstalter zur moralischen Avantgarde gehören. So war am Langenthaler Stadtlauf eine Gruppe von Asylanten dazu eingeladen, unentgeltlich am Wettkampf mitzumachen. Alle anderen Teilnehmer mussten Startgeld bezahlen. In Winterthur empfing ein Kochlehrling des «Park-Hotels» hundert Asylsuchende zu einem Gratis-Brunch und wartete mit Butterzopf, Käsebuffet, Eier, Müesli und Lachs auf. «Wer so etwas organisiert, hat ein gutes Herz», war eine ukrainische Asylantin des Lobes voll. Im Februar kündigte das Berner Kulturzentrum Progran, alle Asylsuchenden kostenlos bei seinen Konzerten zuzulassen. Der Trägerverein wollte dies als Beitrag zur «sozialen Integration» von Flüchtlingen verstanden wissen.

Selbst staatliche Institutionen sind daran, Bewohner dieses Landes unterschied-

lich zu behandeln. Der Kanton Basel-Stadt gewährte unter dem Schlagwort «interkulturelle Öffnung» allen Asylanten kostenlos Zutritt zur «Museumsnacht». Ein Ticket kostet normalerweise 24 Franken. Im Schaffhauser Sport- und Freizeitpark KSS haben 200 Asylsuchende freien Zugang – dank Gratisbillets, bezahlt von Bund und Kanton. Auch Hochschulen öffnen ihre Hörsäle unentgeltlich für Asylanten. An der Universität Basel dürfen diese gratis Vorlesungen besuchen, während alle anderen Gebühren bezahlen. An der ETH Zürich ist ein «Schnuppersemester für Flüchtlinge» am Laufen,

an dem vierzig Asylanten kostenlos teilnehmen können. Die Universität St. Gallen rief gar eine «Taskforce Migration» ins Leben, um hochschultauglichen Asylbewerbern den Zugang zu erleichtern. Im Juni musste die Universitätsleitung aber eingestehen, es sei kein einziger Flüchtling gefunden worden, der die Zulassungsbedingungen zu einem Studium auch nur annä-

hernd erfüllt hätte. Grösseren Zuspruchs erfreuen sich wohl die Kondome, die in vielen Asylunterkünften frei abgegeben werden. Die Organisation Sexuelle Gesundheit Schweiz fordert nun nach den Gratis-Gummis, dass im Asylwesen auch Antibabypillen und andere Verhütungsmittel kostenlos bereitstehen.

Die «Gratis für Flüchtlinge»-Kultur ist ohne Zweifel von Deutschland her auf die Schweiz übergeschwappt. Nachdem dort im Rahmen der «Refugees Welcome»-Euphorie illegale Migranten wie Popstars empfangen worden waren, lag es nahe, ihnen auch freies Geleit zu geben. Die Deutsche Bahn (DB) verkündete im Herbst vor einem Jahr, Flüchtlinge hätten ab sofort freie Fahrt auf allen Zügen. Ausweise verlangte die DB schon gar nicht. Im Normalfall seien Flüchtlinge ja deutlich erkennbar, sagte eine Sprecherin der Bahn zur Zeitung *Die Welt*. DB-Mitarbeiter waren also aufgefordert worden, nach rassistischen Kriterien vorzugehen: Nur wer heller Hautfarbe ist, muss bezahlen.

AlexReichmuth



In Winterthur empfing man Asylsuchende mit einem Gratis-Brunch.



«Es heisst, der Duft des Todes sei süss – das kann ich nicht bestätigen»: unterwegs mit Rolf Gyger.

Der Bestatter

Er holt die Toten aus den Betten, aus dem Garten oder vom Gleis:
Rolf Gyger ist seit 35 Jahren Bestatter in Zürich – und zieht daraus viel Lebensfreude.

Von Claudia Schumacher (Text und Bild)

Ihr Arm fühlt sich an wie ein gekühlter Pouletflügel. Rolf Gyger bewegt ihn sanft, löst die Starre und bettet den Arm dann auf den Bauch. Der Körper, an dem hier gearbeitet wird, gehört Frau Sorg*. Sie ist – oder war – eine 91-jährige Frau mit Modelgrösse. Bald ist es zwanzig Stunden her, seit sie gestorben ist. Frau Sorg liegt jetzt in einem Sarg.

Sie scheint die letzte Herausforderung mit Würde gemeistert zu haben. In ihrem neuen Rahmen aus naturhellem Pappelholz sieht sie so entspannt und friedlich aus, als hätte sie nie gelebt. Augen zu, Mund etwas auf. Sie ist ungeschminkt, ihre Haut wirkt wächsern und leicht gelb. Das hindert die alt gewordene Dame nicht daran, im Tod sympathisch auszusehen – und ja: irgendwie hübsch. Weniger angenehm als ihr Anblick ist der Geruch. «Es heisst, der Duft des Todes sei süss», sagt Gyger. Er kräuselt kurz die Nase. «Das kann ich nicht bestätigen.» Mit

geschickten Bürstenstrichen macht er Frau Sorg die Haare schön. Der Raum ist auf vier Grad Celsius hinuntergekühlt.

Die gerechteste Subventionierung

Seit 35 Jahren ist Rolf Gyger Bestatter in Zürich. Er holt die Verstorbenen aus ihren Betten ab. Aus dem Pflegeheim oder aus ihren Häusern. Manchmal ist es nicht das Bett, in dem er die Toten antrifft. Sondern im Tram, im Garten oder nach «Personenunfällen» mit der Bahn auf den Gleisen. «In ihren Garagen sterben die Leute hingegen kaum noch», sagt Herr Gyger. «Für den Selbstmord durch Erstickten sind Autoabgase heute zu sauber.»

Der Tag, an dem sich Herr Gyger bei der Arbeit begleiten lässt, beginnt nicht gleich mit Frau Sorg im Kühlraum, sondern mit einem Kaffee in der Küche des Bestattungsamtes. Anders als in anderen Kantonen ist der Tod in

Zürich nicht durch private Bestattungsinstitute, sondern städtisch geregelt. Vierzehn Bestatter arbeiten im Fahrdienst, darunter nur eine Frau. Im Schnitt sterben täglich rund zehn Menschen, jährlich sind es 3500. Für Zürcher ist die Bestattung kostenlos, sie wird über Steuergelder finanziert. Die gerechteste Form der Subventionierung: Sterben werden wir alle.

Nur bei Sonderwünschen muss man etwas dazulegen. Die gibt es etwa bei den Särgen. In den Sarglagern des Bestattungsamtes sind neben den schlichten Pappelholzsärgen, den «Züri-Särgen», zum Beispiel auch solche aus Kirschholz mit Goldgriffen zu sehen – bei Italienern beliebt. Es gibt aber Grenzen bei den Sonderwünschen. Weltraumbestattungen oder Webcams im Sarg sind nicht zu haben.

Herr Gyger trägt einen dunklen Anzug, der eine Uniform ist: Alle Zürcher Fahrdienstmitarbeiter tragen so einen. Gyger ist ein 61-Jahre

alter Mann mit bübischen Augen und einem langen, geradlinigen Mund, bei dem die Winkel leise lächelnd nach oben zeigen. «Leichen gibt es nicht», sagt er. Denn «Leiche», das klinge wertlos, kalt. Wie eine Sache. Es gehe um Sensibilität gegenüber den Angehörigen, Respekt vor den Toten. «Die Persönlichkeit eines Menschen lebt über den Tod hinaus.» Das richtige Wort für die Toten: Verstorbene. Weil es daran erinnere, dass sie einmal jemand waren.

Im Brautkleid beerdigt

Die Kaffeetasse ist leer. Es geht los mit dem schwarzen Bestattungswagen. Als Gyger unterwegs an den bunten Herbstbäumen vorbeifährt, gerät er ins Schwärmen: «Eigentlich sind das ja sterbende Blätter. Aber was für ein Abgang!» Entgegen dem Klischee vom grummeligen Bestatter scheint Gyger ein lebensfroher Mensch zu sein. «Ich glaube, das hängt schon auch mit meinem Beruf zusammen», sagt er. Im Moment zu leben, das habe er gelernt. Denn man wisse nie, wann der letzte komme. Früher arbeitete Gyger als Telefentechniker. Als er in einem Pflegeheim ein Kabel verlegte, kamen Bestatter – und er fragte sie, wie ihr Job sei. Nach einem Praktikum wurde er selber Bestatter. Warum? «Ich wollte einen Dienst am Menschen machen», sagt Gyger.

Per Telefon bekommt der Bestatter während der Fahrt seine Anweisungen vom Dispositionsbüro. Er fährt von der Abdankungshalle zum Friedhof, zum Krematorium, zum Pflegeheim, um jemanden zu holen. Weiter in die Aufbahnhalle des Krematoriums, um den Verstorbenen einzubetten. Manchmal wird jemand von der Pathologie oder der Rechtsmedizin geholt, wenn die Todesursache untersucht werden muss. Auch die Urnen wollen von A nach B gefahren werden.

Was sich in den 35 Jahren, in denen Gyger als Bestatter arbeitete, alles verändert hat? «Immer mehr Menschen möchten in ihrer privaten Kleidung beerdigt werden», sagt er. Früher war das weisse Bestattungskleid, das die Stadt bereitstellt, gefragt. Der Pathologieassistent im Krankenhaus erzählt: «Es kommt auch vor, dass eine Frau in ihrem Brautkleid beerdigt werden möchte.» Solche Wünsche zu erfüllen, sei nicht immer leicht: «Damals hatte die Frau vielleicht Kleidergrösse 34, wenn sie stirbt, hat sie das eher nicht.» Irgendwie bekomme man das aber immer hin. Ein anderer, weniger schöner Trend: Immer mehr Menschen sterben einsam und werden erst nach einiger Zeit in ihrer Wohnung gefunden.

Heute lassen sich in Zürich 89 Prozent der Menschen kremieren. In der Schweiz ist die Erdbestattung rückläufig, was auch damit zu tun hat, dass der Vatikan seit 1963 den Katholiken die Kremation erlaubt. In den letzten

Jahren wurde es beliebter, die Asche der Verstorbenen zu verstreuen. Vorzugsweise an Orten, die diese zu Lebzeiten liebten. Bisher war das auch den Katholiken erlaubt, seit Oktober 2016 gilt die Richtlinie des Vatikans, die Asche nicht zu verstreuen. Es geht um Pietät und um die Erhörbarkeit von Gebeten, die eher gewährleistet sein soll, wenn der Körper beisammenbleibt.

Dass die physische Präsenz eines toten Körpers eine gewisse Macht hat, kann auch ein religionsneutraler Bestatter wie Rolf Gyger bestätigen – allerdings mit Blick auf die Angehörigen. «Oft ist ein Abschied seelisch erst möglich, wenn die Angehörigen ihren Verstorbenen sehen», sagt Gyger. Bei Unfällen oder Suiziden, die einen Körper verunstalten, versuche er daher, «etwas Einzigartiges» kenntlich zu machen. Einen Leberfleck an der Hand, ein Tattoo am Fussgelenk. Die Polizei sage oft: «Behalten Sie ihn besser so in Erinnerung, wie Sie ihn kannten» – dabei sei das in vielen Fällen unnötig. Die Bestatter könnten die Verstorbenen noch sehr gut pflegen, um einen würdigen Abschied zu ermöglichen. Oft sei schon nach einer Waschung vieles nicht mehr so furchtbar. «Selbst bei einer Kopfverletzung kann man den Verstorbenen mitunter seitlich betten und den Angehörigen einen Abschiedsblick auf die unverletzte Seite ermöglichen.»



Heute lassen sich in Zürich 89 Prozent der Menschen kremieren.

Als Herr Gyger Frau Sorg aus dem Pflegeheim abholt, wird die Pflegerin nervös. Frau Sorg starb nach Dienstschluss der Bestatter am Vortag. Da das Pflegeheim über einen kühlen Wintergarten verfügt, bestand keine Notwendigkeit, den Bestatter-Nachtdienst zu rufen. Der Sarg wird an den Heimbewohnern vorbeigefahren, Frau Sorg hineingelegt, dann geht die Fahrt zurück und wieder vorbei an den Alten, die an irgendetwas herumkauen, ein bisschen jammern oder leer in die Luft bli-

cken. «Unsere Regula», sagt die Pflegerin wehmütig mit Blick auf den verschlossenen Sarg. Dann hält sie einer der Alten, die auch auf den Sarg schaut, die Hand vors Gesicht – als wäre sie ein Kind und der Tod ein Erwachsenenfilm. Die Alteschlägt die Hand der Pflegerin mürrisch weg.

Als wir mit Frau Sorg zur Aufbahrung ins Krematorium fahren, sagt Herr Gyger: «Ich würde zwanzig Jahre meines Lebens geben, damit mir solche Situationen im Pflegeheim erspart blieben.» Wie er eines Tages beerdigt werden will, weiss er auch schon: «Gar nicht.» Das sei ihm zu stickig. Seine Asche solle verstreut werden. «Das Leben hat mich schon oft genug begraben. Wenigstens im Tod will ich an der Luft und im Licht bleiben.» Fährt das Auto über eine Unebenheit, hört man hinten den Sarg von Frau Sorg ein bisschen ruckeln.

* Name geändert

Bern

Schneller Finger

Neues zur Liaison Alexander Tschäppäts mit Barbara Hayoz.



Inspiziert: Tschäppät.

Er war einer der Treiber hinter dem Projekt Tour de France – Etappenort Bern: Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP). Er leitete das lokale Organisationskomitee, als Vizepräsidentin amte die frühere FDP-Gemeinderätin

Barbara Hayoz. Das Duo will in Zukunft die Zusammenarbeit intensivieren. Ende Jahr tritt Berns Apéro-König Tschäppät als Stadtpräsident zurück. Bereits hat er durchblicken lassen, er wolle künftig «Beratungsdienstleistungen in unternehmerischen, sozialen und politischen Fragen» erbringen. Die Geschäftsleitung will sich Tschäppät mit Hayoz teilen. Über die parteiübergreifende Liaison zwischen dem noch amtierenden SP-Stadtfürsten und der früheren freisinnigen Kollegin in der Berner Stadtexekutive zerreisst man sich in Bern schon lange das Maul – nicht erst seit sie gemeinsam geschäftigen wollen. Was der «schnellste Finger Europas», wie Tschäppät sich scherzeshalber zu umschreiben pflegt, und die frühere Freisinnige tatsächlich verbindet, weiss man nicht genau. Bei den Kommunalwahlen 2008 lieferten sich die beiden noch Scheingefechte um das Stadtpräsidium. Danach waren sie ein Herz und eine Seele. 2010 wollte Hayoz, damals Finanzdirektorin, sogar die Budgetdebatte im Stadtparlament sausen lassen, um Tschäppät auf eine Repräsentationsreise nach New Bern (USA) begleiten zu können. Das Stadtparlament stand kopf, die Medien schlugen Radau, Tschäppät und Hayoz mussten die Reise um eine Woche verschieben. Es blieb ein teurer Spass: Der Ausflug kostete die Steuerzahler 11 963 Franken. Wochen zuvor durfte Hayoz mit Tschäppät nach London ans Fussballspiel zwischen den Tottenham Hotspurs und YB. 2012 waren die beiden heimlich in Istanbul. Das alles unter dem Titel, den Austausch mit Behörden im In- und Ausland zu intensivieren, und zur Inspirationsuche für die Stadtentwicklung. 2015 trat Hayoz Knall auf Fall aus der FDP aus. Jetzt will man die Suche nach der Inspiration professionalisieren. *Hubert Mooser*

Nein zu einer guten Volksschule

Der Kanton Thurgau versucht mit rechtlich fragwürdigen Mitteln, den Lehrplan 21 durchzusetzen. Eltern sprechen von «Gehirnwäsche» durch die Behörden. Lehrern, die sich wehren, wird das Maul verboten. *Von Daniela Niederberger*

Wenn es um den Lehrplan 21 geht, werden nette Schulleiterinnen und brave Schulpräsidenten plötzlich zu kleinen Machiavellis. Im Thurgau wird am 27. November über das umstrittene Regelwerk abgestimmt, das selbständiges Lernen in den Vordergrund stellt und die Lehrer zu Coaches macht. Mit der Initiative «Ja zu einer guten Thurgauer Volksschule», über die abgestimmt wird, wollen Kritiker den Lehrplan 21 verhindern. Für die Schulbehörden steht viel auf dem Spiel, die Einführung des neuen Lehrplans ist bereits geplant. Entsprechend werden Eltern und widerborstige Lehrer bearbeitet.

Eine Mutter aus Pfyng ging wie gewohnt an einen Elternabend der Primarschule. «Ich habe vier Kinder und war schon ein paarmal dabei. Meistens geht es um den Schulweg und solche Dinge. Aber nein: Es ging Vollgas um den Lehrplan 21. Die reinste Gehirnwäsche! Der Schulpräsident sprach sowie der Schulleiter.» Eine andere Mutter, die ebenfalls da war, sagt: «Überall hingen Plakate, es war wie an einer Werbeveranstaltung. Uns wurde «verclickert», dass die Lehrer im Prinzip schon jetzt nach Lehrplan 21 unterrichteten und sie sich das nicht mehr nehmen lassen wollten.»

«Einschüchternde Wirkung»

Ähnlich nichtsahnend begab sich eine Mutter aus Weinfelden an einen Elternabend. Dort traten ebenfalls die Schuloberen auf und «schwärmten, was der Lehrplan 21 für eine tolle Sache sei und man solle doch bitte dafür abstimmen. Die Lehrer stünden alle dahinter. Mir lüpfte es schier den Hut. Ich fühlte mich genötigt. Und dass der Schulleiter die Meinung aller Lehrer vertrat, fand ich eine Frechheit. Ich glaube nicht, dass alle Lehrer dahinterstehen.» Für die Eltern gab es keine Gelegenheit, sich zu äussern.

Den Kindern werden Flyer verteilt, die sie zu Hause abgeben sollen, oder, wie in Rickenbach bei Wil, Schulblätter, auf denen vorne gelb umrahmt prangt: «Bildungsbremse – Nein zur schädlichen Volksinitiative». Auf zwei Seiten stellt die Schulbehörde ihren Standpunkt dar: Die Schüler müssten sich veränderten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen



«Matchentscheidende» Sache.

Rahmenbedingungen «flexibel und kompetent» anpassen. Zudem habe man schon sehr viel Geld ausgegeben für den Lehrplan 21.

Die Gegenseite spricht von «einseitiger Propaganda». Der Berufsschullehrer Lutz Wittenberg gehört zum Initiativkomitee. Dass die Schulbehörden an Elternabenden und via Kinder die Eltern direkt bearbeiten, empfindet er als «undemokratisch», denn: «Wir haben diese Kanäle nicht.»

Schulpräsident Leo Haas verteidigt die Stellungnahme in Schulblättern: «Das ist legal. Wir sind ja direkt betroffen.» Die Abstimmung sei eine «matchentscheidende» Sache. Auch Felix Züst, Präsident des Verbandes Thurgauer Schulgemeinden, glaubt nicht, dass unzulässige Propaganda betrieben wird: «In der Abstimmung über den Atomausstieg machen die Betreiber der AKW auch ihren Einfluss geltend. Es ist nur aussergewöhnlich, weil man das von der Schule nicht gewohnt ist.»

Die Eltern bearbeiten und dafür sorgen, dass sich unbotmässige Lehrer still verhalten: Das scheint die zweispurige Strategie zu sein. Eine Primarschullehrerin schrieb einen Leserbrief pro Initiative. Da fragte die Schulpräsidentin allen Ernstes, ob die Lehrerin das überhaupt dürfe. Die Lehrerin, die nicht mit Namen zitiert werden möchte: «Ich war kürzlich an einer Podiumsdiskussion in Bottighofen. Da stand ein Lehrer auf und sagte, es störe ihn, dass man die Lehrer in einem Mail gebeten habe, sich nicht öffentlich zur Initiative zu äussern.» Sie selber

spürt einen «subtilen Druck»: «Wir können in den Pausen nicht mehr frei reden, seit die Schulleiter auch immer auf dem Pausenplatz sind.» Die Lehrer finden Flyer und Kleber in ihren Fächern vor. «Vielen stösst diese Beeinflussung sauer auf», sagt die Lehrerin.

«Im Thurgau sagt kaum ein Lehrer seine Meinung», sagt Lutz Wittenberg vom Unterstützungskomitee. «Wir fragten Lehrpersonen, die hinter uns stehen, an, ob wir sie in den Abstimmungsunterlagen zitieren dürften. Die Reaktion: «Mit meinem Namen? Sicher nicht! Ich muss da noch arbeiten.»»

Die Schulbehörden behaupten gerne, dass alle Lehrer hinter ihnen stünden. Eine andere Primarlehrerin erzählt: «Der Schulpräsident wollte auf der Homepage etwas gegen die Initiative posten, und zwar «im Namen der Lehrpersonen». Doch kein Einziger von uns wurde gefragt. Ich ging zur Schulleiterin und sagte, dass ich das nicht wolle.»

Ist das alles rechtens? Andreas Glaser ist Staatsrechtsprofessor an der Universität Zürich und Experte für Demokratiefragen. «Die Schulbehörden haben ein grösseres Eigeninteresse und dürfen eine Stellungnahme abgeben. Diese muss sachlich und verhältnismässig sein. Im konkreten Fall sehe ich Probleme.» Zum Schulblatt im Thek sagt er: «Das Kind als Kanal zu be-

Die Schulbehörden behaupten gerne, dass alle Lehrer hinter ihnen stünden.

nutzen, um die Eltern zu erreichen, ist schlechter Stil. Ist die Information sachlich, geht es, auch wenn ich es als grenzwertig ansehe.»

Wenn an einem Elternabend von Schulvertretern «eine flammende Rede gehalten wird und der Raum mit Plakaten vollgeklebt ist, so ist das nicht mehr verhältnismässig. Das hat eine einschüchternde Wirkung und dient nicht einem ausgewogenen Meinungsaustausch. Hier wird die Erforderlichkeit überschritten.»

Und das Mail an die Lehrer? «Lehrer haben zwar eine Treuepflicht ihrem Arbeitgeber gegenüber. Dass sie sich aber als Privatperson

nicht mehr öffentlich äussern dürfen, geht zu weit. Man könnte ihnen jedoch verbieten, sich als Vertreter der Schule zu äussern.»

Sie mögen sich im rechtlichen Graubereich bewegen, aber schlau sind die Behörden allemal. Schlau war, in den Lenkungsausschuss zur Installierung des Lehrplans 21 die wichtigsten Vertreter des Lehrerverbandes, des Verbandes der Schulpräsidenten und des Schulleiterverbandes zu berufen. «Die stehen jetzt Gewehr bei Fuss», sagt Lutz Wittenberg. Das erklärt, weshalb die Lehrgewerkschaft Bildung Thurgau fast geschlossen gegen die Initiative ist.

Rückschritt ins letzte Jahrhundert

Der Lehrplan 21 möchte, dass die Schülerinnen und Schüler sich ihr Wissen zu einem guten Teil selbst erarbeiten, im eigenen Tempo. Die Lehrer bieten Hilfestellungen und einen «offenen Unterricht», also keinen Frontalunterricht. Alle drei bis vier Jahre sollten die Schüler festgelegte Ziele erreicht haben.

Eine Lehrerin, die seit 25 Jahren unterrichtet, sagt: «Das ist die totale Überforderung. Ich höre oft von Eltern, dass die Kinder vor ihren Wochenplänen sitzen und nicht wissen, was sie machen müssen.»

Sie befürchtet, dass die Schere zwischen den Schülern noch mehr aufgeht. «In einer zweiten Klasse arbeitet der eine mit dem Erstklassstoff, ein anderer ist schon auf Viertklassniveau. Für einen Lehrer ist die individuelle Zuwendung bei zwanzig Schülern nicht möglich. Jeder Praktiker weiss das.» Zudem wüssten die Eltern nicht mehr, wo ihr Kind stehe.

Deshalb wollen die Initianten Jahrgangsziele einführen. Für die Propheten des Lehrplans 21 ein Rückschritt ins letzte Jahrhundert. Felix Züst: «Die Kinder sind individueller, und die Gesellschaft ist heterogener als früher. Auch aufgrund der Reife ist es nicht machbar, dass Ende Jahr alle auf dem gleichen Stand sind.»

Die langjährige Lehrerin entgegnet: «Wir Lehrer arbeiten ohnehin alle mit Jahreszielen.» Zwar gibt es diese offiziell seit 1996 im Kanton Thurgau nicht mehr. Sie wurden durch Stufenziele ersetzt: Ende dritter und Ende sechster Klasse müssen die Schüler dieses oder jenes können. Doch: «Wir teilten im Team den Stoff auf die einzelnen Jahre auf. In jeder Schule gibt es einen solchen selbstgemachten Lehrplan. Sonst könnte man nicht vernünftig arbeiten.»

Manche Lehrerinnen und Lehrer glauben, dass die Sache mit dem Lehrplan 21 nicht so heiss gegessen wird, wie sie gekocht wurde, und sie so weitermachen können wie bisher. Doch Obacht! Die Thurgauer Schulleiter haben jetzt den «Classroom Walkthrough». Ein neues «Führungsinstrument zur nachhaltigen Unterrichtsentwicklung, das jährlich zehn bis fünfzehn Unterrichtsbesuche durch den Schulleiter à sieben bis zehn Minuten vorsieht», wie die *Thurgauer Zeitung* jüngst berichtete. Kontrolle ist alles. ○

Schweiz

Allerhand Ehrendoktoren

Ehrenpromotionen an Schweizer Universitäten sind ein unwissenschaftliches Gemauschel.

Peinlichkeiten unter gewöhnlichen Menschen sind gewöhnliche Peinlichkeiten. Peinlichkeiten in der akademischen Welt aber sind Peinlichkeiten von angeblichen Vorzeigeeinrichtungen unserer Eliten. Und mitunter Staatsaffären, wie 1937 die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Diktator Benito Mussolini durch die Universität Lausanne. Man begründete die Huldigung an den Massenmörder mit dessen «sozialer Erneuerung Italiens». Sozial tönt immer gut. Mussolinis Ehrenpromotion ist bis dato nicht aberkannt worden. Dafür verweigerte die Universität Zürich 1946 dem britischen Ex-Premier Winston Churchill dieselbe Ehre.

Ursprünglich war der «Doctor honoris causa» einmal ausgedacht worden zum schönen, sinnreichen Zweck, nichtakademische Zeitgenossen zu ehren, die eine eminente wissenschaftliche Leistung erbracht haben. Heute geht es den Professoren in der Regel darum, einen Fachkollegen des eigenen Netzwerks auszuzeichnen – immer in der Hoffnung, dieser halte dann gefälligst Gegenrecht.

Oder man versichert sich und die Öffentlichkeit der eigenen politischen Korrektheit. Exemplarisch aufzuzeigen wäre dies am Beispiel von Klara Obermüller, Zürcher Doktorin der Theologie ehrenhalber, in Anerkennung ihres Kampfs für «gesellschaftliche Gerechtigkeit» – derselben Obermüller also, die zuvor als Präsidentin der Gesellschaft Schweiz-DDR die kommunistische Christenverfolgung verteidigt hatte.

Die Universität Zürich erhob auch den ehemaligen SP-Regierungsrat Markus Notter zum Ehrendoktor, dessen ordentliche Doktorarbeit so unordentlich abgefasst war, dass sie niemals hätte akzeptiert werden dürfen. Länger zurück liegen ebenso stossende Ehrenpromotionen von SVP-Politikern. Etwa eines Regierungsrats, weil er das Universitätsspital genau so baute, wie es die Professoren wollten. Oder eines Nationalrats, weil er seine Bauern von der Verlegung der Landwirtschaftsschule überzeugte, um dem Tierspital Platz zu machen. Kurz: Es gibt kaum einen Vorgang innerhalb von öffentlichen Insti-

tutionen, der so intransparent, verfilzt und korruptionsanfällig abläuft wie die Verleihung von Ehrendoktoraten.

Jetzt Schawinski und de Watteville

Letzten Dienstag wurde Freiburgs überschaubare akademische Welt zum Dies academicus geladen. Ehrenpräsident der Verleihungsfeier war SRG-Generaldirektor Roger de Weck. Dieser trägt zwar keinen eigenen Dokortitel, hat aber zwei Ehrendokorate erhalten, selbstverständlich in seiner Heimatstadt Freiburg und überdies von der Universität Luzern. Zum neuen Ehrendoktor promovierte er jetzt

seinen alten Kumpel Roger Schawinski. Nicht wegen der Vermittlung von «Freude und Brüderlichkeit» – dieser Dr. h. c. war einem Dominikaner vorbehalten –, sondern für die «Deregulierung des Marktes», für die «Gründung privater Radiosender» und für die «Medienvielfalt». Die akademischen Weihen für sein abenteuerliches Piratenleben überreichte also ausgerechnet Roger de Weck an Schawinski, der oberste Vertreter



Charles de Watteville.

der öffentlich-rechtlichen Zwangsgebührenmonopolanstalt SRG.

Gleichzeitig neuer Freiburger Ehrendoktor wurde Staatssekretär Charles de Watteville für seine «grossen Verdienste um die Interessen der Schweiz im internationalen Rahmen, in Steuer- und Finanzangelegenheiten sowie der Verbesserung der Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU». Strippenzieherin bei dieser Ernennung eines europhilen Staatsdieners war die europhile Rektorin Astrid Epiney. In Wirklichkeit hat Charles de Watteville in Brüssel weder in Finanz- und Steuerfragen noch bei der Masseneinwanderung etwas erreicht. Seine Vertretung von Schweizer Interessen wäre auch auf allen vieren kriechend und mit der Lupe suchend nicht zu erkennen. Kein Wunder, meinte angesichts dieser Ansammlung von Doctores honoris causa ein mittlerweile 76-jähriger, ziemlich bekannter Schweizer Politiker: «Das Schlimmste, was mir in meinem Leben noch passieren könnte, wäre ein Ehrendokortitel.» *Christoph Mörgeli*

Keiner stoppt den Irrläufer

Nachdem der vermeintliche Korruptionsring bei der Zürcher Sittenpolizei als Hirngespinnst entlarvt worden ist, will Staatsanwalt Manfred Hausherr mit einer *fishing expedition* und absurden Anschuldigungen sein Gesicht wahren. Die Tragödie wird zur Farce. Von Alex Baur

Exakt drei Jahre sind ins Land gegangen, seit Staatsanwalt Manfred Hausherr am 12. November 2013 fünf Beamte der Stadtzürcher Sittenpolizei (Fachgruppe Milieu- und Sexualdelikte) medienwirksam verhaften liess. Die Rede war von einem riesigen Korruptionsring, ein Dutzend Polizisten wurden beschuldigt. Nach dem Coup wurde es allerdings schnell ruhig. Kleinlaut musste Hausherr ein Verfahren nach dem andern einstellen. Recherchen der *Weltwoche* zeigten, dass der Staatsanwalt einer kriminellen Prostituierten aus dem Sex-Lokal «Chilli's» im Zürcher Rotlichtviertel auf den Leim gekrochen war.

Die vermeintliche Kronzeugin mit dem Milieu-Namen «Lesben-Paula» wurde vor einem Jahr nach einem Geheimdeal mit der Staatsanwaltschaft im Schnellverfahren zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Systematisch hatte die Prostituierte Freier betäubt und ausgeraubt. Ihre gezielt gestreuten, verleumderischen Gerüchte über die Sittenpolizei sollten von ihren eigenen Verbrechen ablenken. Verurteilt zu einer bedingten Strafe wurde inzwischen zwar auch der Polizist Reto G., weil er eine Spanierin vor einer Busse wegen illegaler Prostitution bewahrt hatte. Mit dem ursprünglichen Korruptionsverdacht hatte diese Sache aber rein gar nichts zu tun. Die Verfehlung von Reto G. war im Zuge der ausufernden Ermittlungen – die Verdächtigten wurden von ihren Korps-Kollegen monatelang bespitzelt – zufällig aufgefliegen.

Ermittlungen ohne konkreten Verdacht

Wochenlang sass Reto G. in Haft, obwohl er sofort geständig gewesen war. Er hatte der Spanierin aus Liebe geholfen und sie aus der Prostitution herausgeholt, sie ist heute seine Lebenspartnerin. Neben einer Mass Bier und einem Brathähnchen, die die Firma Feldschlösschen einigen Polizisten auf dem «Bauschänzli» unerlaubterweise spendiert hatte, ist die rührende Geschichte um Reto G. das Einzige, was Hausherr bislang aufgedeckt hat.

Erst kürzlich musste Hausherr auch noch das Verfahren gegen die Partnerin von Reto G. einstellen. Auf Geheiss des Obergerichtes muss er nun die Spanierin für das masslos aufgeblasene Verfahren und 31 Tage unschuldig erlittene Untersuchungshaft entschädigen. Die Busse wegen illegaler Prostitution hat der Staatsanwalt derweil auf seinem Pult verjähren lassen. Hausherr hat damit letztlich das geschafft, wofür er Reto G. bestrafte. Und das ist mehr als bloss eine zynische Pointe. Staats-



Um jeden Preis: Staatsanwalt Hausherr.



Intrigante Kronzeugin: «Lesben-Paula».

anwalt Hausherr betont zwar immer wieder, er wende nur das Gesetz an. Das ausufernde Verfahren weist aber darauf hin, dass es ihm nur noch darum geht, das Gesicht zu wahren.

Statt einzugestehen, dass er einer perfiden Intrige aufgefressen ist, hat Hausherr die Ermittlungen ständig ausgeweitet. Es handelt sich um eine lehrbuchmässige sogenannte *fishing expedition*: Ohne konkreten Tatverdacht werden Personen systematisch bespitzelt und bis in ihre Intimsphäre durchleuchtet, in der Hoffnung, dass man irgendetwas findet. Noch sind Verfahren gegen zwei Polizisten offen. Und diesen will Hausherr um jeden Preis etwas Illegales anhängen. Schliesslich gilt es, Verfahrenskosten zu rechtfertigen, welche die Millionengrenze längst überschritten haben dürften.

Betroffen ist einerseits der ehemalige Ermittler Christian J., der aufgrund der perfiden Intrige von «Lesben-Paula» ein halbes Jahr lang unschuldig in Untersuchungshaft sass. Über seinen Fall berichtete die *Weltwoche* schon ausführlich («Sittenbild mit Damen», Nr. 16/15, «Anatomie eines Monsters», Nr. 17/15). Die letzte Einvernahme fand vor knapp einem Jahr statt. Da bis dato wenig Verwertbares in Hausherrs Fischnetz hängenblieb, weitete er die Auswertung der privaten Daten von Christian J. flugs bis zurück ins Jahr 2004 aus. Das Verfahren kann noch Jahre dauern, zumal der Betroffene zu einem faulen Geheimdeal keine Hand bietet. Die Haft und das Verfahren haben seine Existenz längst ruiniert, er hat nichts mehr zu verlieren – ausser seiner Ehre.

Den zweiten Fall, der den Polizisten Bruno O. betrifft, versuchte Hausherr bereits 2015 mit einem Strafbefehl zu erledigen («Der Tausend-Fragen-Mann», *Weltwoche* Nr. 8/16). Im Wesentlichen wirft er Bruno O. vor, einer Bardame auf Anfrage offenbart zu haben, dass er in den Polizeiregistern über ihren Ex-Gatten «nichts gefunden» habe. Für diese Information soll sie ihn mit Sex honoriert haben. Der Vorwurf ist absurd, wie ein Rechtsgutachten von Professor Daniel Jositsch aufzeigt: Erstens ist die Frau keine Prostituierte, zweitens hatte Bruno O. schon vorher mit ihr eine Affäre, und drittens hatte er sie mit einer falschen Auskunft abgewimmelt (tatsächlich hatte der Ex-Gatte sehr wohl eine Polizeiakte).

Hausherrs Perfidie offenbart sich bereits im Strafbefehl: Seitenlang zitiert er intimste Sex-Chats, die mit der Sache direkt nichts zu tun haben. Der Staatsanwalt spekulierte offenkundig darauf, dass Bruno O. den faulen Straf-

befehl akzeptiere, damit sein erotisches Gesimse nicht an einem öffentlichen Prozess ausgebreitet werde. Doch der Polizist ging nicht auf den erpresserischen Deal ein und verlangte eine richterliche Beurteilung. Hausherr zog darauf den Strafbefehl zurück – und weitete das Verfahren aus.

Im letzten Februar forderte Verteidiger Valentin Landmann den Staatsanwalt schriftlich auf, seine *fishing expedition* einzustellen. Nun wurde Manfred Hausherr explizit: Wenn Bruno O. ein «Geständnis» ablege und den Strafbefehl akzeptiere, schrieb er zurück, «stehe ich zur Verfügung». Und weiter: «Ansonsten werde ich zu gegebener Zeit die nächsten Untersuchungsschritte terminieren.» Und das war keine leere Drohung.

Gegen 18 000 zum Teil uralte, gelöschte SMS und Whatsapp-Nachrichten liess Hausherr in der Folge auf den Handys von Bruno O. rekonstruieren und auswerten. Die Ausbeute war kläglich. Aber irgendetwas, was man mit ein wenig bösem Willen gegen ihn auslegen kann, findet sich natürlich immer bei einem zivilen Ermittler, der sich Nacht für Nacht berufshalber mit Halbweltfiguren umgibt. Tatsächlich hat Bruno O. noch einer anderen Bardame einmal eine Handynummer gegeben, die er womöglich aus der Polizeidatenbank hatte.

Corpus Delicti: zwei Jux-Filmchen

Vor allem aber blieben zwei gelöschte Sex-Filmchen in Hausherr's Netz hängen. Es handelt sich dabei um Jux-Videos, die nur wenige Sekunden dauern und zu Tausenden im Web herum-schwirren. Auf dem einen Filmchen, welches die Sendung «Bauer, ledig, sucht ...» veralbert, treibt es eine Kandidatin mit einer Katze. Das andere zeigt verwickelt und schemenhaft einen Bauern, der dabei überrascht wird, wie er gerade einen Esel besteigt.

Bruno O. hatte die beiden Jux-Filmchen, die ihm ein befreundeter Banker notabene unaufgefordert zugestellt hatte, sofort gelöscht. Doch das Internet vergisst bekanntlich nie – und Manfred Hausherr liess sich die Chance nicht entgehen: Verbotene Pornografie mit Tieren auf einem Polizistenhandy! Das klingt gut, allerdings nur, wenn man den Unterschied zwischen Jux und Sex ausblendet. Unter «Besitz» und «Konsum» von Pornografie mit Tieren hat sich der Gesetzgeber zweifellos etwas anderes vorgestellt.

Doch Manfred Hausherr ist ein Meister der selektiven Rechtsverdrehung. Er will das vermeintliche Porno-Ding nun zur Anklage bringen. Und keiner stoppt den Irrläufer – weder seine Vorgesetzten bei der Staatsanwaltschaft, welche seine an sich illegalen Fischzüge stets gedeckt haben, noch die Obrichter, welche die Verwertung der Zufallsfunde klaglos absegneten. Wo man Polizisten suchte, die sich gegenseitig decken, findet man nur Juristen, die eben das tun, was sie angeblich verfolgen. ○

Katholiken

Gebt uns den Alten zurück

Mit Papst Franziskus ist der Mainstream in der Kirche angekommen. Sein Vorgänger war intelligenter und mutiger.

Den Anruf des neuen Papstes hatte er verpasst. Der zurückgetretene Benedikt XVI. sass gerade vor dem Fernseher und schaute die Berichterstattungen rund um die Wahl seines Nachfolgers, als das Telefon klingelte. Der künftige Papst Franziskus wollte offenbar mit Joseph Ratzinger sprechen, bevor er auf die Loggia ging, um sich den Gläubigen auf dem Petersplatz und der ganzen Welt zu zeigen.

Nun ist er im Amt, der Neue, und im Gegensatz zu seinem als reaktionär verschrienen Vorgänger ein Liebling des Mainstreams. Das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*, das unermüdlich gegen den vorherigen Papst anscrieb (eine Titelgeschichte hiess «Der Fehlbare» und listete alle tatsächlichen und vermeintlichen Fehltritte Benedikts auf), bezeichnete Franziskus' Schreiben «*Evangelii gaudium*» als «Revolution von oben». Er wolle eine offene Kirche, die auf die Menschen zugehe, auch auf Wieder-verheiratete und Homosexuelle.

Franziskus, der gefällige Papst. Er mahnt Polen, mehr (muslimische) Flüchtlinge aufzunehmen, er warnt vor dem Klimawandel, er will Frauen zu geweihten Ämtern zulassen, er vermeidet es, das Gewaltproblem im Islam, wie es sein Vorgänger tat, anzusprechen. Alle Religionen wünschten sich Frieden, säuselt Franziskus, er spreche bewusst nicht von einem Krieg der Religionen im Nahen Osten. Es sei ein Krieg um Interessen, «ein Krieg um Geld, ein Krieg um Ressourcen der Natur». Das kirchenferne Justemilieu ist begeistert über den Medienheiligen aus Rom.

Wie links ist der neue Papst?

Mit Genugtuung wird seine Kritik am Kapitalismus registriert. In seiner Schrift «*Evangelii gaudium*» wendet er sich gegen die «neue Vergötterung des Geldes»: «Nein zu einem Geld, das regiert, statt zu dienen», «Nein zu einer Wirtschaft der Ausschlussung», «Nein zur sozialen Ungleichheit, die Gewalt hervorbringt». Fast verwundert fragt sich der *Spiegel*, ob man hier die Petition einer globalisierungskri-

tischen Nichtregierungsorganisation lese oder eine Schrift des Heiligen Vaters.

Die Wochenzeitung *Die Zeit* fragte mit Blick auf den neuen Papst aus Argentinien: «Wie links ist der neue Papst?», und verwies auf die siebziger Jahre, als verschiedene Theologen in Lateinamerika den biblischen Umgang mit Armen als Prüfstein für die Glaubwürdigkeit der Kirche deuteten. Bei seinem Antritt wählte Bergoglio bewusst den Namen Franziskus und damit denjenigen eines der radikalsten Verfechter von – allerdings freiwilliger – Armut. Bergoglio will eine «arme Kirche für die Armen» – wobei nicht ganz klar wird, wie eine arme Kirche den Armen tatsächlich helfen könnte. Die Gleichheit im Elend hilft letztlich niemandem.



Benedikt XVI.

Benedikt würde nie öffentlich auf Distanz gehen zu seinem Nachfolger. Aber seine früheren Positionen lassen keine Zweifel offen: Ratzinger wollte eine Erneuerung von innen, er stellte die Revitalisierung des Glaubens ins Zentrum. Von einer «Politisierung» der Kirche hält er nichts, deshalb hatte er schon als oberster Glaubenshüter die Befreiungstheologie abgelehnt. Der revolutionäre Marxismus sei immer mehr zur Religion der Intellektuellen geworden, «während die Arbeiter durch Reformen zu Rechten gelangt waren».

Freiheit des Denkens

Als er sein Amt antrat, verzichtete Benedikt XVI. demonstrativ darauf, wie er sagte, «eine Art von Regierungsprogramm vorzulegen». Es gehe nämlich nicht darum, «meinen Willen zu tun, meine Ideen durchzusetzen, sondern gemeinsam mit der ganzen Kirche auf Wort und Willen des Herrn zu lauschen und mich von ihm führen zu lassen». Damit erteilte er auch dem Versuch eine Absage, «uns eine bestimmte Idee des Guten» aufzudrängen, was einem Teil der Bürger als Wahrheit, sprich: politisch korrekt erscheint. Da kann man sich nur wünschen: Gebt uns den Alten und seine Freiheit des Denkens zurück. *Peter Keller*

Abenddämmerung über Mossul

Eine Zweckgemeinschaft aus Kurden, irakischen Armee-Einheiten und schiitischen Milizen will den Islamischen Staat (IS) aus der nordirakischen Stadt Mossul vertreiben. Der Vormarsch verläuft harzig. *Von Kurt Pelda (Text und Bild)*

Im Strassengraben liegen zwei metallfarbene Behälter, jeder etwa zwanzig Kilogramm schwer. Sie bestehen aus einem Stück Stahlrohr, auf das oben und unten runde Metallplatten geschweisst sind. In der Mitte des Deckels klafft ein kleines rundes Loch, aus dem ein roter elektrischer Draht herauslugt. Er ist etwa eine Handbreit lang. Unter der Isolierung befinden sich zwei Litzen, die im Innern der Höllemaschine zu einem elektrischen Zünder führen. Werden sie mit einer Batterie kurzgeschlossen, geht das Ding in die Luft. Es ist die typische Bombe des Islamischen Staats (IS), von Militärs eine «improvisierte Sprengvorrichtung» genannt.

Es gibt sie in allen Grössen, vom Leitungsrohr, das sich mit der Hand gerade noch umfassen lässt, bis hin zu dicken Brummern, zwischen 100 und 200 Kilogramm schwer, an die Handgriffe geschweisst werden, damit sie sich besser transportieren lassen. Eine solche Bombe, auf oder neben der Strasse vergraben, bläst selbst einen Kampfpanzer weg.

Bombe im Teddybären

Für Selbstmordattentate stapeln die Feuerwerker des IS eine grosse Zahl dieser Sprengsätze auf der Ladefläche eines mit Stahlplatten gepanzerten Lastwagens. Eine elektrische Parallelschaltung, verbunden mit einem Schalter und einer Batterie, stellt sicher, dass die Bomben alle gleichzeitig detonieren. Leitungsrohre werden dagegen gerne in Haushaltsgegenständen oder Spielzeug versteckt. Die beiden Kupferlitzen können über eine Batterie zum Beispiel mit einer modifizierten Wäscheklammer verbunden werden, die durch ein Stück Holz oder Plastik offen gehalten wird und mit einem Faden oder Stolperdraht an einem festen Gegenstand fixiert ist. Nimmt man zum Beispiel den mit einem Sprengsatz versehenen Teddybären in die Hand, wird das Holz aus der Wäscheklammer gezogen, diese schnappt zu, und der Stromkreis schliesst sich.

Die beiden Bomben im Strassengraben sind zwar noch scharf, doch fehlen Batterie und Schalter. Wir können also gefahrlos daran vorbeifahren. Es sind genau solche Hindernisse, die den Vormarsch der Anti-IS-Koalition in der Schlacht um die nordirakische Stadt Mossul bremsen. Unser Geländewagen folgt einem Nachschubkonvoi der kurdischen Peschmerga, was ungefähr so viel heisst wie «jene, die vor dem Tod stehen». Ein Kommandant schärft uns ein, immer in der Spur des Vordermanns zu

bleiben, nicht von der Strasse abzuweichen. Die Kurden haben mit Bulldozern und Baggern neue Pisten durch die Ebene gezogen, damit sie nicht die mit Sprengfallen aller Art verseuchten Teerstrassen befahren müssen.

Die staubigen Pisten führen an den Dörfern vorbei, welche die kurdischen Kämpfer dem IS schon entrissen haben. Niemand lebt darin, weil in jedem Kühlschrank, in jedem geparkten Auto, hinter jeder Tür ein Sprengsatz versteckt sein kann. Zudem wird vermutet, dass sich Scharfschützen und Selbstmordattentäter des IS in Tunnels und unterirdischen Bunkern versteckt halten, um im günstigen Moment zuzuschlagen. Ihre Stellungen haben die Peschmerga deshalb fernab der Behausungen mitten

in die Ebene des Tigris gegraben. Jede Position wird mit einem tiefen Graben umgeben, der die Fahrzeuge der Selbstmordattentäter aufhalten soll. Gelegentlich passieren wir in Stücke gerissene Autos – verbogene Karosserien, ein Getriebe hier und ein Motorblock dort –, die Überbleibsel einer fahrenden Bombe.

Einmal erzählen die Begleiter, dass ein übel zugerichtetes Fahrzeugwrack nicht etwa vom IS stammte, sondern dass es von amerikanischen Kampffjets versehentlich pulverisiert worden sei. Sowohl kurdische Kämpfer als auch schiitische Milizionäre und Armeesoldaten erzählen, dass die französischen Piloten viel treffsicherer seien als die Amerikaner. Neben der Piste stecken rote Fähnchen im Boden. Sie



Hier geht es nicht nur um die Vertreibung des Islamischen Staats: schiitische Milizionäre bei Schura.

warnen vor einem Minenfeld. Selbst beim Aus-treten suchen sich die Kurden nicht lange eine Freilufttoilette, sondern halten sich an die Gräben, die ihre Bagger ausgehoben haben. Dort ist man zumindest vor Sprengfallen sicher.

Kurdinnen aus dem Iran

Ein paar Kilometer entfernt befindet sich die Kleinstadt Baschiqa am Fuss eines kahlen Hügelzugs – eine Ortschaft, die inzwischen von den Peschmerga eingenommen wurde. Wie ein Blick durchs Fernglas zeigt, gibt es in Baschiqa kaum Schäden durch Artilleriebeschuss oder Luftangriffe. Anders als in Syrien, wo die Russen unter anderem Flächenbombardements aus grosser Höhe durchführen, bemühen sich die Piloten der westlichen Koalition, die Opfer unter der Zivilbevölkerung möglichst gering zu halten.

In der Stellung der Peschmerga trainieren iranische Kurdinnen einen Angriff. Es sind junge Frauen, manche mit Kopftuch, die meisten aber mit unbedecktem Haar. Ihre männlichen Kameraden sitzen in Sandsackstellungen und halten Wache. Eine deutsch-französische

Milan-Panzerabwehrlenkwaffe soll helfen, zu Bomben umgebaute Fahrzeuge des IS schon möglichst weit entfernt vom kurdischen Camp abzuschliessen.

Mit von der Partie sind auch ein paar Freiwillige, die den Kurden als Sanitäter der Free Burma Rangers behilflich sind. Die Free Burma Rangers sind eine christliche Gruppe aus den USA, die sich als bewaffnete Sanitäter in Kriegsgebieten einen gewissen Ruf erworben haben. Ein Journalistenpärchen, das angeblich einen Dokumentarfilm über die Kurden dreht, stolziert in kurdischen Uniformen und mit dunklen Sonnenbrillen durch das Feldlager. Eine junge Journalistin mit rotge-locktem langem Haar und für das Gelände in wenig geeigneten profillosen Schuhen knipst Fotos von den iranischen Kurdenkämpferinnen. Plötzlich taucht ein untersetzter Bundeswehroffizier auf. Begleitet wird er von einem hochgewachsenen jungen Soldaten, ebenfalls im Wüstentarnfleck der Bundeswehr. Am Oberarm tragen die beiden neben Schwarzrotgold auch die rotweissgrüne Trikolore mit der gelben Sonne, das Sinnbild Kurdistans. Wenn Mossul dereinst vom IS befreit sein wird, will Kurdenführer Masud Barzani über die Unabhängigkeit und endgültige Abtrennung Kurdistans vom Irak verhandeln. Ob das dann zu einem neuen Waffengang, diesmal zwischen Kurden und der von Schiiten dominierten Regierung in Bagdad führen wird, ist eine der brennendsten Fragen für die Zeit nach dem Fall von Mossul.

Volksmobilisierung von Süden

In der Nacht – die Bundeswehrosoldaten haben sich schon längst wieder in ihre sichere Unterkunft verzogen – drehen amerikanische Drohnen und Kampffjets unsichtbar ihre Runden am Himmel. Plötzlich dann ein Feuerball ein paar Kilometer westlich, ein Blitz, der die Nacht für einen Augenblick zum Tag werden lässt; darauf zeitverzögert das mächtige Rumsen einer grossen Fliegerbombe. Kurz nach dem Einschlag erhellen Folgeexplosionen die Nacht, der Pilot muss so etwas wie ein Munitionsdepot getroffen haben.

Es ist eine bunte Koalition, ein Zweckbündnis von bis zu 50 000 Soldaten und Milizionären, die sich zum Ziel gesetzt haben, die Millionenstadt Mossul, die irakische Hauptstadt des IS, zu erobern. Es ist eine beachtliche Leistung, diese Koalition mit ihren unterschiedlichen politischen und militärischen Zielen auf Kurs zu halten und die verschiedensten Kampfeinheiten an der Front zuverlässig mit Nahrungsmitteln, Treibstoff und Munition zu versorgen. Während die Kurden mehrheitlich auf der Ostseite des Tigris stehen – der Fluss, der auch Mossul in zwei Hälften teilt –, rückt ein Wirrwarr von schiitischen Milizen unter dem Sammelbegriff «Volksmobilisierung» von Süden, entlang des Westufers, auf Mossul vor.



Rote Fähnchen im Boden: IS-Sprengsatz.



Sinnbild Kurdistans: iranische Kämpferinnen.



Brennende Ölfelder: Löscharbeiten in Qayyarah.



Treffen ist Glücksache: irakische «Special Forces».

Mit von der Partie sind auch modern ausgerüstete Einheiten der irakischen Bundespolizei. Sie und andere Milizen haben eben erst die Ortschaft Schura erobert. Auf dem Weg nach Schura kommen wir an den vom IS in Brand gesteckten Erdölfeldern von Qayyarah vorbei. Feuerwehrmänner und Angestellte einer irakischen Ölgesellschaft sind damit beschäftigt, das Feuer einzudämmen. Bagger heben Abflusskanäle aus, damit die schwarze klebrige Flüssigkeit in ein Sammelbecken fliessen kann. Ziel ist es, das Feuer so weit zurückzudrängen, dass





Wiedersehen nach mehr als zwei Jahren Trennung: Flüchtlinge bei einem irakischen Checkpoint.

das brennende Bohrloch isoliert ist und man es versiegeln kann. Die Hitze wirkt unerträglich. Ein riesiger schwarzer Rauchpilz steigt in die Höhe. Er ist noch aus einer Entfernung von mehreren Dutzend Kilometern zu sehen. Je nach Windrichtung verdunkelt der Rauch den Himmel und die Sonne, es wirkt wie eine permanente Abenddämmerung. Das nicht weit davon entfernte Feuer in einer ebenfalls vom IS angezündeten Schwefelfabrik konnte inzwischen zum Glück gelöscht werden.

Halsabschneider und Marodeure

Vor einem Haus, etwas abseits der Strasse, sitzen sieben bärtige Männer mit verbundenen Augen am Boden, bewacht von irakischen Soldaten. Auf die Männer angesprochen, behauptet der zuständige Offizier, es handle sich dabei nicht um Gefangene, die Männer befänden sich vielmehr noch im Stadium der Befragung. Ihre Hände sind zwar nicht gefesselt, doch es sind eindeutig Gefangene, denen man vermutlich vorwirft, den IS unterstützt zu haben. Filmen oder fotografieren ist nun plötzlich verboten, und Journalisten werden weggeschickt. Später kommt ein Minibus und nimmt die Gefangenen mit, wahrscheinlich zu einem Verhörzentrum des Geheimdienstes.

Am Stadtrand von Schura hat die Bundespolizei eine ganze Batterie von Mehrfachraketenwerfern aufgestellt. Im Gegensatz zu den Kurden mangelt es den irakischen Kräften nicht an Kriegsmaterial – sie werden vom Iran und von den USA grosszügig ausgerüstet. Vor einem ausgebombten Haus blüht ein einsamer Magnolienstrauch. Zivilisten sind keine zu sehen in Schura, nur Pick-ups und Lastwagen der schiitischen Milizen mit Lautsprechern, aus denen Marschmusik und religiöse Lieder plär-

ren. Über den gepanzerten Fahrzeugen weht nicht etwa die irakische Fahne, sondern Flaggen mit den schiitischen Märtyrern Hussein und al-Abbas Ibn Ali sowie religiösen Sprüchen, die keinen Zweifel lassen an der Mission der Milizen: Hier geht es nicht nur um die Vertreibung des IS, sondern um einen Religionskrieg der Schiiten gegen die Sunniten. Manche Kämpfer sehen wie Halsabschneider aus, sie dürften kaum besser als die Marodeure des IS sein.

Weil es hier für uns kein Weiterkommen in Richtung Mossul gibt, fahren wir nochmals ans Ostufer des Tigris, durchqueren das Gebiet der Peschmerga, um bei der ehemals christlichen Ortschaft Bartella auf die ersten Einheiten der

«Wer mit einem Mobiltelefon erwischt wurde, den haben sie geköpft.»

irakischen Sondertruppen («Special Forces») zu treffen. Wie immer, wenn irakische Soldaten involviert sind, geht nun zuerst einmal gar nichts. Ein schwarz Uniformierter fuchtelt mit einem offenen Klappmesser herum. Hunderte von Flüchtlingen aus Mossul und den östlich vorgelagerten Dörfern kommen uns entgegen. Sie haben weisse Fahnen an ihre Autos gehängt und werden durchgewinkt. Die Glücklichen, die es unbeschadet aus dem IS-Gebiet herausgeschafft haben, wollen aber nicht da bleiben, wo die schiitisch dominierte Armee das Sagen hat. Sie ziehen es vor, in von der Uno vorbereitete Zeltlager im Kurdengebiet weiter östlich zu fahren. Plötzlich stürmt ein junger Leutnant auf ein Auto los, reiss die Türe auf, wirft sich auf den Boden und küsst die Füsse des älteren Fahrers. Dann stürzt er auf eine Frau zu, die

eben erst ausgestiegen ist. «Mutter, Mutter», ruft er mit Tränen in den Augen. Die alte Frau schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und beginnt vor Freude zu weinen. Es ist eine ergreifende Szene, ein Wiedersehen nach mehr als zwei Jahren Trennung durch den IS. Doch dann kommt der Uniformierte mit dem Klappmesser und scheucht uns davon.

Warnung eines Schafhirten

Nach unzähligen Telefonaten mit irakischen Kommandanten lassen uns die Soldaten am Ende die Strassensperre passieren. In Bazwaya, etwa sieben Kilometer östlich von Mossuls Stadtrand, ist dann vorerst wirklich Schluss. Westliche, arabische, türkische und kurdische Fernsteams haben auf der durch einen Sandwall blockierten Autobahn ihre Stative und Kameras aufgebaut, wie ein einsamer und unsichtbarer IS-Kämpfer plötzlich das Feuer eröffnet. Die Journalisten und die irakischen «Special Forces» stieben auseinander. Vom zuvor zur Schau gestellten Schneid der schwarz Uniformierten ist plötzlich nichts mehr übrig. Keiner von ihnen hat den Mut, beim Schiessen mit dem amerikanischen Sturmgewehr den Kopf über die Deckung zu strecken und ordentlich zu zielen. Die Magazine werden geleert, indem beide Hände das Gewehr nach oben halten, während der Soldat ohne Sicht aufs Ziel unten in der Deckung verharrt. Zum Glück ist der IS-Schütze auch nicht wirklich besser. Jedenfalls trifft keine seiner Kugeln. Wie schlecht die irakischen «Special Forces» trainiert sind, zeigt sich auch bei der Handhabung des amerikanischen M60-Maschinengewehrs. Die Soldaten schaffen es trotz aller Manipulationen nicht, das Schiessen zum Feuern zu bringen. Die Waffe schweigt beharrlich.

Am nächsten Tag kommen wir über Bazwaya hinaus bis nach Gogdschali, einen Kilometer vom Stadtrand entfernt. Zivilisten haben weisse Fahnen auf den Dächern ihrer Häuser gehisst. Ein junger Mann erzählt, dass er unter der IS-Herrschaft sich Bart- und Kopfhare wachsen lassen musste. Seine Hosen hatten oberhalb der Knöchel zu enden, und sowohl Zigaretten als auch Musik waren verboten. «Wer mit einem Mobiltelefon erwischt wurde, den haben sie geköpft.» Nur wenige Schritte weiter liegt ein toter IS-Dschihadist in seinem Blut. Er hatte sich am Morgen mit einem improvisierten Sprengsatz herangeschlichen, doch ein vierzehnjähriger Schafhirt warnte die Militärs, und der Mann kam im Kugelhagel um. Soldaten umringen den Buben, schütteln ihm die Hand, und einer küsst ihn zum Dank auf die Wangen: «Allahs Segen auf dir.» Dann kriegt der Bub eine Zigarette. Er zieht gierig daran, als ob er nie etwas anderes getan hätte. Die Schlacht um Mossul aber verläuft harzig. Bis jetzt hat die Armee erst ein paar Aussenviertel im Osten erobert. Der Kampf könnte Wochen, wenn nicht sogar noch Monate dauern. ○



VIP-Genussreise Bordeaux

Zu Gast in den Top-Châteaux

Fliegen Sie mit dem Privatjet nach Bordeaux und besuchen Sie die weltberühmten Weinbaugebiete Pomerol, St.-Émilion, Pauillac, Sauternes und Pessac-Léognan. In herrschaftlichen Châteaux werden Sie ganz persönlich zur «Table privée» sowie zu exklusiven Weinverkostungen erwartet.

Sie besichtigen die berühmtesten Appellationen und verkosten im kleinen Kreis die grössten Weine der Welt. Als VIP stehen Ihnen die Tore sonst strikt verschlossener Châteaux offen: Château d'Yquem, Angélu, Faugères, Lafaurie-Peyraguey, Petit-Village, Pichon Baron und Smith Haut Lafitte. Weitere Höhepunkte sind die «Table privée»-Essen in den Châteaux Pichon Baron, Faugères und Smith Haut Lafitte. Sie übernachten stilvoll im herrschaftlichen Château-Hotel – ein unvergessliches Erlebnis der Extraklasse!



Programm:

- 1. Reisetag (Donnerstag, 6. Juli 2017)**
- 7.30: Privatjet-Flug ZRH-BOD
 - 10.30: Château Pichon Baron, Pauillac (inkl. Degustation)
 - 11.30: «Table privée», Château Pichon Baron
 - 16.00: Château Petit-Village, Pomerol (inkl. Degustation)
 - 18.00: Check-in Château-Hotel «Grand Barrail»
 - 19.00: Château Faugères, St.-Émilion (inkl. Degustation)
 - 20.45: «Table privée» im Château Faugères
- 2. Reisetag (Freitag, 7. Juli 2017)**
- 9.30: Château Angélu, St.-Émilion (inkl. Degustation)
 - 11.00: Fahrt in die Appellation Pessac Léognan
 - 12.15: «Table privée», Château Smith Haut Lafitte
 - 16.00: Château d'Yquem, Sauternes (inkl. Degustation)
 - 18.00: Château Lafaurie-Peyraguey, Sauternes (inkl. Degustation)
 - 20.15: Privatjet-Flug nach Zürich

Platin-Club-Spezialangebot

Bordeaux-Privatjet-Genussreise – exklusiv nur in diesem Angebot!

Reisedatum:

Donnerstag, 6., bis Freitag, 7. Juli 2017

Leistungen:

- Privatjet-Flug ZRH-BOD-ZRH
- Park-&-Fly-Service in Zürich
- 3 «Table privée»-Essen
- Besichtigungen und Degustationen in sieben weltberühmten Châteaux
- Übernachtung im Château-Hotel «Grand Barrail» inkl. Frühstück
- Lokaler Transport
- Concierge-Reisebegleitung von Executive CH

Spezialpreis:

Fr. 4680.– pro Person
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 140.–

Limitierte Teilnehmerzahl:

Mindestens 7 bis maximal 12 Gäste

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Executive CH GmbH, Privatjet- und Yacht-Reisen,
5430 Wettingen, Mitglied beim Garantiefonds
Telefon 056 427 15 68
info@executive-private.ch, www.executive-private.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Protégés der Republik Genf

Weltweit gehen die Justizbehörden gegen den Clan des Oligarchen Mughtar Abljasow vor. Nur in der Schweiz interessiert sich niemand für die Herkunft der umstrittenen Gelder aus Kasachstan. Schützt ein einflussreiches Genfer Netzwerk die dubiosen Familien? Von Florian Schwab

Kämpfer für die Demokratie auf der Flucht vor dem langen Arm des rachsüchtigen Despoten Nursultan Nasarbajew: Das ist die Geschichte, die Mughtar Abljasow gern erzählt, seit er 2009 in Grossbritannien Asyl als politisch Verfolgter beantragte und zunächst auch erhielt. Doch Abljasow war nicht irgendein Asylant. Vor seiner Flucht nach London war er viele Jahrzehnte lang ein Vertrauensmann von Diktator Nasarbajew gewesen. Er hatte eine geschäftlich-politische Karriere hinter sich, die ihn vom Energieminister zum milliardenschweren Mehrheitsaktionär und operativen Chef der grössten privaten Bank im Lande werden liess, der BTA-Bank. Bis das Institut 2009 in Schieflage geriet – Abljasow sagt: von der Regierung in Schieflage gebracht wurde. Worauf die Verstaatlichung folgte.

Kämpfer für die Freiheit auf der Flucht vor Nasarbajew. Das ist auch die Geschichte, die Viktor Chrapunow erzählt, der 2007 mit seiner Familie von Kasachstan nach Genf ausgewanderte, dort pauschalbesteuert ist und ebenfalls ein paar Jahre später den Asylstatus beantragte (Verfahren hängig). Wie Abljasow war auch er einige Zeit Energieminister in der kasachischen Regierung. Seine Karriere begann in den neunziger Jahren als Bürgermeister der Stadt Almaty im Südosten des Landes.

Die Glaubwürdigkeit schwindet

Die Schweizer Öffentlichkeit bekam die Geschichte von Chrapunow anlässlich des Skandals um Lobbyaktivitäten von Nationalratspräsidentin Christa Markwalder (FDP) aufgetischt. Dabei federführend waren die NZZ und der Westschweizer PR-Berater Marc Comina. Sogar ein Buch hat Chrapunow in der Schweiz herausgegeben mit dem Titel «Nasarbajew – unser Freund, der Diktator. Kasachstans schwieriger Weg zur Demokratie».

Und die Geschichten von Mughtar Abljasow und Viktor Chrapunow, sie sind miteinander verwoben. Chrapunows Sohn Ilijas ist mit der ältesten Tochter von Abljasow verheiratet, Madina Abljasowa. Auch geschäftlich, so meint es die BTA-Bank belegen zu können, gibt es Verstrebungen zwischen dem Milliardenvermögen der Abljasows und dem deutlich bescheideneren Vermögen der Chrapunows, das auf einen mittleren dreistelligen Millionenbetrag geschätzt wird.

Die autobiografischen Schilderungen von Mughtar Abljasow haben in der Zwischenzeit derart viele Beulen und Kratzer bekommen,



Edel-Asylanten: kasachische Oligarchen Viktor Chrapunow (l.) und Mughtar Abljasow.

dass sie von kaum jemandem noch geglaubt werden. Kurz nachdem sich Abljasow in London niedergelassen hatte, musste er sich vor britischen Gerichten wegen Vermögensdelikten verantworten. Der Vorwurf: Als Chef der BTA-Bank habe er diese ausgenommen wie eine Weihnachtsgans, indem er günstige Kredite an Strohfirnen im Ausland vergab, die ihm über undurchsichtige Beteiligungsgeflechte selbst gehörten. Schadenssumme gemäss BTA: zehn Milliarden US-Dollar. Abljasow bestritt erst sämtliche Vorwürfe als bössartige Unterstellung des Nasarbajew-Regimes. Danach verteidigte er sein Handeln mit dem Argument, es sei darum gegangen, seine Besitzansprüche an den Anteilen der BTA-Bank im Ausland in Sicherheit zu bringen. Vor dem Regime.

Tatsache ist: Die britischen Gerichte stellten in einer Vielzahl von Prozessen fest, dass Abljasow die Bank um mehr als 4,6 Milliarden Dollar geschädigt hatte und diesen Betrag zurückzahlen muss. Zu diesem Zweck wurde eine weltweite Sperre seiner Vermögenswerte angeordnet. Die entsprechenden Urteile sind rechtskräftig. Sein 25-Millionen-Pfund-Anwesen in Nordlondon kam letztes Jahr unter den Hammer. In mühsamer, detektivischer Kleinarbeit konnten bislang gut 200 Millionen Dollar aufgespürt werden. An dieser gigantischen Suchaktion beteiligte Wirtschaftsanwäl-

te aus London sprechen von einem hochraffinierten System, in dem die Gelder versickert sind und nur sehr schwer verfolgt werden können. Richter Maurice Kay vom britischen Appellationsgericht hielt in einer Urteilsbegründung fest: «Es ist schwierig, sich in einem Wirtschaftsfall eine Partei vorzustellen, die gerichtlichen Anordnungen mit grösserem Zynismus, Opportunismus und grösserer Niederträchtigkeit begegnet als Herr Abljasow.»

Das Fass zum Überlaufen brachte der ehemalige Chef der BTA-Bank, als er die 2009 in London gerichtlich angeordnete Sperre seines Vermögens umging und Gelder – hauptsächlich Anteile an unzähligen Offshorefirmen – verschleierte und beiseiteschaffte. Im Februar 2012 wurde er deswegen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt – doch Abljasow setzte sich wenige Tage zuvor nach Frankreich ab, mutmasslich mit einem später bei ihm sichergestellten afrikanischen Diplomatenpass. Eineinhalb Jahre später, am 31. Juli 2013, wurde der Justizflüchtling und gewesene Edel-Asylant in einem luxuriösen Anwesen in der Nähe von Cannes verhaftet. Er wehrt sich durch alle Instanzen gegen seine drohende Auslieferung.

Und was ist mit dem Familienzweig in Genf? Die Chrapunows führen derweil ein Leben als hochangesehene Vertreter der besseren Gesellschaft. Abljasows Schwiegersohn Ilijas

Chrapunow ist als Immobilienentwickler tätig, obwohl ein britisches Gericht im Jahr 2015 die weltweite Sperre seines Vermögens anordnete. Der Verdacht: Er sei seinem Schwiegervater beim Verstecken seiner Gelder behilflich gewesen. In Genfer Anwaltskreisen erzählt man sich, dass fast jeder renommierte Advokat in der Calvin-Stadt schon einmal für die Familie gearbeitet hat. «Taktisches Mandatieren» nennt man das: Der betreffende Anwalt darf danach nie mehr die Gegner der Familie vertreten. Auch in die Politik haben die Chrapunows ihre Fühler ausgestreckt: Der Genfer FDP-Nationalrat Christian Lüscher hat schon Mandate für die Familie versehen, und Abjasows Schwiegersohn versuchte sich gar einmal in politischen Gehversuchen auf dem Parkett der Genfer CVP.

Nicht dass es an Versuchen aus Kasachstan gefehlt hätte, der Genfer Kasachen und ihres Vermögens habhaft zu werden. Sowohl die BTA-Bank als auch die Stadt Almaty, in der Viktor Chrapunow Bürgermeister war, machen geltend, dass Chrapunow sein Vermögen ertragen habe. Seit vier Jahren ermittelt die

In anderen Fällen werden die Justizbehörden in Genf und Bern beim ersten Verdacht tätig.

Genfer Staatsanwaltschaft wegen des Verdachts auf Geldwäsche. Bislang ergebnislos. Wie man hört, gab es lediglich eine einzige Einvernahme der Chrapunows in Genf. Als Zeugen, nicht als Beschuldigte.

Gehackte Mails im «Fall Markwalder»

Kürzlich wurde eine neue Wendung bekannt: Die ukrainische Justiz meint belegen zu können, dass es Ilijas Chrapunow war, der eine Hackerattacke auf einen ukrainischen Anwalt in Auftrag gab, in deren Zuge Zehntausende E-Mails hochrangiger kasachischer Exponenten entwendet und im Internet veröffentlicht wurden. Auf diese stützte sich die Berichterstattung der NZZ im «Fall Markwalder» ab.

Wegen des Datendiebstahls fordert der ukrainische Generalstaatsanwalt von der Schweiz die Auslieferung Chrapunows. Normalerweise ein klarer Fall: Sowohl die Ukraine als auch die Schweiz sind Mitglieder des Europarats und haben das Europäische Auslieferungsübereinkommen ratifiziert. In beiden Ländern ist der Datendiebstahl strafbar und gilt nicht als politisches Delikt. Normalerweise müsste die Schweiz Chrapunow ausliefern. Normalerweise wäre seine Verhaftung in Genf eine Frage weniger Tage. Doch obwohl das Haftbegehren der Ukraine seit Wochen vorliegt, ist offenbar nichts dergleichen passiert. Das Bundesamt für Justiz, verantwortlich für die Gewährung von Rechtshilfe, will sich dazu nicht äussern.

Kenner der internationalen Rechtshilfe sind erstaunt, mit welcher Langmut die Justiz-

behörden in Bern und Genf der zweifelhaften Kasachstan-Connection begegnen. Es gelingt nur schwer, dies mit dem Verhalten bei anderen grossen Fällen internationaler Wirtschaftskriminalität in Einklang zu bringen, wo die Schweiz beim ersten Anzeichen auf möglicherweise kriminelles Verhalten tätig wird. Im Fifa-Fall oder auch beim malaysischen Staatsfonds 1MDB: Beide Male leitete Bundesanwalt Michael Lauber umgehend umfangreiche Ermittlungen ein, die medienwirksam inszeniert wurden.

Es kursieren zwei plausible Erklärungen für die Untätigkeit der Schweizer Justiz. Die erste ist, dass im Fall Chrapunow der Druck aus den USA fehlt, der sie im Fifa- und im 1MDB-Fall antreibt. Und die zweite ist, dass die Familie Chrapunow einen oder mehrere Schutzengel hat. O

Kolumbien

Alter Wein

Präsident Santos untergräbt die Demokratie. Macht die Schweiz mit?

Am 2. Oktober sagten die Kolumbianer in einer Volksabstimmung knapp Nein zum Friedensvertrag zwischen Präsident Juan Manuel Santos und der Farc-Guerilla. Ein paar Tage später Santos den Friedensnobelpreis. Das wäre eine einmalige Chance gewesen, um mit dem Nein-Lager um Ex-Präsident Álvaro Uribe einen Konsens zu suchen und den geschwächten Farc mehr Zugeständnisse abzutrotzen: so etwa keine Straffreiheit für Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen. Letzte Woche zeigten sich führende Vertreter noch vorsichtig optimistisch, dass das Land zusammenfinden werde.

Doch Santos nutzte die Chance nicht. Der «neue Vertrag», den er am Samstag in einer überfallartigen Nacht-und-Ne-

bel-Aktion von seinen Bevollmächtigten unterzeichnen liess, gleicht dem alten, von der Bevölkerung abgelehnten, bis aufs Haar. Er ist nicht das Ergebnis eines Dialogs zwischen dem Ja- und dem Nein-Lager.

Nach seiner Niederlage in der Volksabstimmung möchte Santos den Vertrag dem Volk nun nicht erneut vorlegen. Er wird mit hoher Wahrscheinlichkeit versuchen, ihn durch das Parlament ratifizieren zu lassen, wo er bis anhin eine stabile Mehrheit hat. Damit bricht Santos sein Wort, dass die Bevölkerung das letzte Wort über den Friedensvertrag haben würde. Unter dieser Prämisse hatte Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) den Vertragsparteien zugesagt, ein Exemplar des Vertrags in Bern aufzubewahren, wie er im Juni im Nationalrat ausführte.

Laut EDA hat Burkhalter noch nicht entschieden, ob er den neuen Vertrag auch ohne erneute Volksabstimmung entgegennehmen wird. Falls ja, so sollte er sich dabei besser Handschuhe anlegen. Denn es wäre ein antidemokratisches Machwerk. Der Ruf der Schweiz in Kolumbien wäre irreparabel beschädigt. *Florian Schwab*



Business Transaction AG | Lindenstrasse 22 | 8008 Zürich
Tel 044 542 82 82 | info@businesstransaction.ch
www.businesstransaction.ch

Firma zu verkaufen - Nachfolger gesucht!	Region	Umsatz	Verkaufspreis
Gesamtanbieter für Netzwerktechnik und Anlagenbau	Alle Regionen	CHF 22'000'000	CHF 17'000'000
Werkzeugmanufaktur mit weltweitem Vertriebsnetz (inkl. Liegenschaft)	Mittelland	CHF 5'100'000	CHF 4'800'000
Dienstleister im Hauswartungs- und Gebäudeservice	Ostschweiz	CHF 1'900'000	CHF 300'000
Schlank organisiertes Handelsunternehmen im Bereich Büroeinrichtung	Zürich	CHF 360'000	CHF 125'000
Exklusive Mode-Geschäfte im Premium-Bereich	Alle Regionen	CHF 5'400'000	CHF 3'500'000
Familienbetrieb Baunebengewerbe im Zürcher Oberland	Zürich	CHF 4'100'000	CHF 2'450'000
Innovativer Nischenplayer im Food-Bereich	Zürich	CHF 230'000	CHF 95'000
Metallbauer mit hervorragendem Ruf	Nordwestschweiz	CHF 800'000	CHF 480'000
Autogarage mit Servicevertretung für deutsche Premium-Marke	Zürich	CHF 5'000'000	CHF 1'650'000

Der letzte Wiener

Ballkönig, Baulöwe, Meister des medialen Selbst-Hypes und Ehemann einer 27-Jährigen: Wer Richard Lugner verstehen will, muss ihn in seinem Wiener Einkaufszentrum besuchen.

Von Franziska K. Müller

Die Showbühne ist mit künstlichen Felsen, Palmen und Baumstrünken dekoriert. An anderen Tagen ist die Halle Eislaufbahn, Hüpfburg, Treffpunkt der politischen B-Prominenz, aber auch Talentschmiede für Starlets und Musicaldarsteller. Jetzt hat sich beim Bierkrugschieben eine Warteschlange gebildet. Im Vorprogramm zum Lugner-City-Oktoberfest gibt es Snacktüten und Getränkedosen zu gewinnen. Werden solche Events gefeiert, ist auch der Besitzer des Einkaufszentrums nicht weit: Richard Lugner, ehemaliger Baumeister, Wiener Opernball-König, Möchtegernpolitiker und Ikone des Reality-TV.

Punkt siebzehn Uhr tritt der 84-Jährige in eigener Sache auf die Bühne. Normalerweise wäre jetzt Cathy an seiner Seite. Seine fünfte Ehefrau ist mehr als ein halbes Jahrhundert jünger. Sie würde ein Minikleid tragen, und das Haar flösse wie Gold über ein grandioses Décolleté. Wahrscheinlich wäre sie «schlecht drauf», wie Richard Lugner die Renitenz und die Ausfälligkeiten seiner jugendlichen Gattin zu umschreiben pflegt. Auch die Chancen, dass ein Ehestreit auf der Bühne ausgetragen würde, stünden ausgezeichnet. Öffentliche Themen der jüngsten Vergangenheit: Sie findet seine Ideen für den Garten blöd. Auch ist sie dagegen, wenn er öffentlich über seine Verflossenen spricht («Betti-Hasi», «Bambi», «Mausi», «Kolibri») oder die Fernsehrechte am gemeinsamen Zuhause an RTL 2 verkauft. Er hingegen findet es nicht toll, dass Cathys Tochter im Ehebett schläft. Auch den fünften Hund, den Cathy will, braucht er nicht. Und er glaubt, dass sie untreu ist.

Das schrillste Boulevard-Paar

Als First Lady in spe trug Cathy kurze Zeit eine langärmlige Bluse. Nachdem sich die politischen Ambitionen von Richard Lugner, der

«Fast alle meine Frauen zeigten gern her, was sie haben», sagt der ehemalige Baumeister.

parteilos als österreichischer Präsidentschaftskandidat angetreten ist, vor wenigen Monaten in Luft auflösten, flüchtete die einstige Krankenschwester ins «Promi Big Brother»-Haus und klagte vor einem Millionenpublikum, dass «Ritschi» sie ständig ins Rampenlicht zerze. Der liess sich nicht lange bitten, eilte sofort nach Deutschland ins Fernsehstudio, doch

Cathy verweigerte ihm – vor laufenden Kameras – den Versöhnungskuss. Die Ehekrise, wird Herr Lugner später sagen, sei dem Umstand geschuldet, dass seine Frau ein Alphetier sei. Genau wie er. Nicht nur verbittet sie sich Übernamen aus dem Tierreich, sie wolle auch nicht als sein Anhängsel gelten. «Eigentlich will sie die Nummer eins sein, und ich wäre dann die Nummer zwei», sagt Herr Lugner. Dabei weist er wortlos auf den Kalender, der an der Wand hängt. Zwölf Mal Cathy Lugner. Sehr luftige Outfits stehen dem ehemaligen Halbnacktmittelmodell gut. «Fast alle meine Frauen zeigten gern her, was sie haben», sagt der ehemalige Baumeister.

Gemeinsam waren sie stark. Wenn das ungleiche und streitsüchtige Paar am Wiener Life-Ball, am Opernball oder an anderen VIP-Events auftauchte, schwenkten die Kameras sofort weg von Sean Penn oder Charlize Theron. Auf die Lugners: «Das beliebteste und schrillste Boulevard-Paar der Nation» (*Seitenblicke*). Jetzt ist Cathy die grosse Abwesende und der Grund, warum Richard Lugner allein auf der hauseigenen Showbühne steht.

Die Moderatorin trägt ein Dirndl. Er beantwortet ihre Fragen. Dann kommt der Bierbrauer auf die Bühne, der Wurstlieferant. Man klopft sich gegenseitig auf die Schulter. Das Publikum schenkt dem Szenario wenig Beachtung. Der volksnahe Chef gehört für die Stammkundschaft von Lugner-City auch einfach dazu. Man sieht ihn am Fussmassage-Automaten, beim Kinderkarussell. Täglich schlendert er durch sein altmodisches, aber gepflegtes Reich. Bis vor wenigen Jahren hat er auch kontrolliert, ob in den Toiletten genügend Papierrollen vorrätig sind. Am Samstag verkleidete er sich als Clown und wies den Besuchern den Weg zu den Gratisparkplätzen. Dass man über ihn lacht und ihn «die Rache des kleinen Mannes an der Gesellschaft» (*Profil*) nennt, stört den stets Verfügbaren nicht: «Denn wenn ich nach solchen Aktionen meine Umsätze anschau, lache ich.»

Zwanzig Minuten später hämmert Richard Lugner auf das Bierfass ein. Ein spärlicher Strahl, dann die Fontäne. Ein Zuschauer ruft: «Wo ist Cathy?» Nach einer peinlichen Stille schreit die Moderatorin einfach: «Und? Hat er es gut gemacht?» Endlich Applaus. Auf dem Gesicht von Richard Lugner: ein Lächeln. Am nächsten Morgen empfängt er in der Zentrumsleitung im dritten Stockwerk der Lugner-City. Im Eingangsbereich stehen wuchtige

Ledermöbel aus den siebziger Jahren. Zigarettenduft liegt in der Luft, an den Wänden im Korridor hängen verblässende Aufnahmen aus einer Zeit, als in seiner Baufirma 300 Leute beschäftigt waren. 2003 löste er die Firma nach einer Fast-Pleite auf, den heutigen Reichtum verdankt er der Lugner-City. An der Türe zum Office klärt eine gravierte Bronzeplatte über die Bedeutung seiner Gattin auf: «Finanzmarketing: Cathy Lugner». «Einen Sekretärinnenjob wollte sie nicht», sagt der Chef zur Begrü-

«Eigentlich will sie die Nummer eins sein, und ich wäre dann die Nummer zwei», sagt Herr Lugner.

sung. Auf die Minute pünktlich ist er. Braungebrannt und galant. Cathy ist nicht da und doch omnipräsent. Im Verlobungskleid mit Diadem auf dem Kopf lächelt sie in doppelter Lebensgrösse von den Wänden seines Office.

Tod durch Nasen-OP

Zu den Spekulationen, die 27-Jährige sei aus der gemeinsamen Villa ausgezogen, gibt er sich wortkarg. Das Ende der Ehe, so viel steht fest, würde Cathy Lugner ein Haus, den Lexus mit dem Playboy-Kleber auf dem Heck, eine Abfindung und eventuell ein Cover bei einem Herrenmagazin einbringen. Ihr Gatte, der den Ehezwist mit Andeutungen zur verruchten Vergangenheit von Cathy angefeuert hatte – tatsächlich war das Playboy-Bunny einst in einem halbseidenen Klub beschäftigt –, könnte die endgültige Trennung zwar medial ausschlagen. Doch längerfristig ist er ohne weiblichen Glanz nur halb so viel wert und müsste sich zwangsläufig auf die Suche nach einer sechsten Gattin machen. «Und das ganze Theater ginge von vorne los», überlegt er laut. Müde blickt der 84-Jährige bei diesem Gedanken, sehr müde. Vielleicht hat Cathy aus diesem Grund gerade die Oberhand, und er muss sich nicht nur von einer Frau den Mund verbieten lassen, sondern auch hinnehmen, dass sie ihn über ein Trackingsystem kontrolliert und seine ganze Adresskartei gelöscht hat. «Aus Eifersucht», sagt Lugner.

Aufheitern kann ihn aber ein Spaziergang durch die Lugner-City. Das Werk bezeichnet er als das wichtigste seiner Baukarriere. Zwar hat er unter anderem einen buddhistischen Tempel, das jüdische Zentrum der Kultusgemein-



«Er ist zu hundert Prozent zuverlässig»: Richard «Mörtel» Lugner mit Cathy.



«Ist das vielleicht eine Story für euch?»: Lugner in Lugner-City.

de Wien, die Kirche der griechisch-orientalischen Gemeinde und einen Komplex der Freimaurer gebaut, aber nichts kann es mit einem Konsumtempel aufnehmen, der den Namen seines Erschaffers trägt und nach dessen unorthodoxen Ideen funktioniert. Die Lugner-City, welcher bei der Einweihung vor über 25 Jahren der nahe Untergang prophezeit wurde, steht in der kaufschwächsten Gegend ganz Österreichs: im 5. Wiener Bezirk. Es gibt neonfarbene Tangaslips für drei Euro, goldene Turnschuhe, und Menschen mit Migrationshintergrund essen an niedrigen Tischen chinesische Nudelsuppe.

Einst sorgten auch ein vermuteter Puff und eine Abtreibungsklinik für Skandale, aber seit die katholische Kirche mit der Exkommunizierung von Richard Lugner gedroht hat, geht es allorts (bis auf einen Sexshop) wieder seriös zu und her. Er kennt jeden Ladenbesitzer, verbringt an anderen Tagen Stunden mit ihnen, und manche Besucher, die täglich in die Shopping-Mall kommen, begrüsst er mit Namen. Die innige Beziehung zur Lugner-City ist die vielleicht längste emotionale Bindung, die ihr Besitzer jemals eingegangen ist. Dem Einkaufszentrum verdankt Richard Lugner sein Vermögen, das er mit 150 Millionen Euro beziffert. Und es ermöglicht ihm viele seiner Kapriolen: die selbstfinanzierte Präsidentschaftskandidatur. Die jungen Ehefrauen. Die rauschenden Partys. Seine illustren Opernball-Begleitungen. Für eine Sophia Loren, Grace Jones, Pamela Anderson und Brooke Shields blättert er jeweils Hunderttausende Dollar hin.

Die österreichische Society-Kennerin Christiane Tauscher sagt: «Die Deutschen haben Jürgen Drews. Die Briten Ozzy Osbourne, und

wir haben Richard Lugner. Ich denke wir haben grosses Glück gehabt.» Das sehen nicht alle so. 99,5 Prozent aller Österreicher kennen «Mörtel» oder «Rigips-Danilo», wie der ehemalige Bauunternehmer genannt wird, doch die Mehrheit hält ihn auch für den nervigsten Prominenten im Land. Das ist ihm egal. Sein Pressearchiv, das er seit über fünfzig Jahren minutiös führt, ist für ihn der Beweis steigender Popularität. Mit dem Bau der Moschee kam er in den 1970er Jahren in die Schlag-

Dass er ohne Kameras anders ist – umgänglich, umsichtig seine Geschäfte leitet –, bestätigen andere.

zeilen. Als er die Erhöhung der Minarette aus eigener Tasche bezahlte, eine Aktion, die er im Nachhinein als völlig unpolitisch bezeichnet («Ich wollte einfach das höchste Gebäude von Wien bauen»), nahm die mediale Berichterstattung Fahrt auf und erreichte einen ersten Höhepunkt, als seine dritte Frau wegen einer missglückten Nasenkorrektur zunächst ins Koma fiel und später das Zeitliche segnete.

«Beide Ereignisse, einmal gut, einmal schlecht, hatten ein riesiges Presse-Echo zur Folge», resümiert Richard Lugner kühl. Im Namen der Eigenwerbung zerrt er seither das Private ohne Rücksicht auf Verluste an die Öffentlichkeit, schreckt vor keiner Indiskretion zurück, hat die Kunst der Selbstentblössung mit dem Reality-TV-Format «Die Lugners» neu definiert beziehungsweise die Schamgrenze der öffentlichen Darstellung nochmals nach unten korrigiert. Das geht manchmal sogar den Klatschreportern zu weit, wie er selbst erzählt. Als die vierte Ehe-

frau kurz vor der Geburt der gemeinsamen Tochter stand, rief Richard Lugner bei der *Kronen-Zeitung* an: «Wir sitzen im Taxi, die Fruchtblase von der Mausi ist geplatzt: Ist das vielleicht eine Story für euch?» – «Herr Lugner», sagte der Kolumnist, «es geht jetzt nicht um eine Story. Bringen Sie Ihre Frau sofort ins Spital, wir machen später etwas.»

Der Kasperl gewinnt immer

Dominic Heinzl, der viele Jahre lang für den österreichischen Sender ATV als Klatschreporter unterwegs war, sagt: «Richard Lugner ist für einen Gesellschaftsreporter das Wahre. Er ist immer erreichbar, und noch besser: Auch schon reiste er mir an manche Events nach. Er hat immer gute Einfälle für schräge Storys und kennt keine Grenze bei den Peinlichkeiten.» Als Kultfigur, Marketing-Genie und als künstliches Naturereignis wird Richard Lugner bezeichnet. Als einer, der die kleine Bühne genauso liebt und beherrscht wie das grosse Gesellschaftsparkett. Als einer, der weiss, was er seinen Kunden in der Lugner-City schuldig ist und ebenso den Gästen des Opernballs: eine gute Geschichte und das Gefühl, dass der eitle Lugner eigentlich ein armer Teufel ist. Dass er ohne Kameras anders ist – umgänglich, über sich selbst lachen kann, klug und umsichtig seine Geschäfte leitet –, bestätigen andere. «Er ist zu hundert Prozent zuverlässig in allem, was er sagt und macht, und hält immer Wort», sagt etwa seine erste Ehefrau, Christine Gmeiner, die Mutter seiner beiden erwachsenen Söhne Andreas und Alexander. Wilhelm Hüllerbrand, der seit zwanzig Jahren als Haus- und Hoffriseur von Richard Lugner amtiert, sagt über seinen prominenten Kunden: «Er ist der letzte echte Wiener: charmant, schräg, selbstironisch.»

Andere Erklärungsversuche zu seiner Person und seinem Status – bereits Themen einer philosophischen Magisterarbeit – interessieren ihn nicht sonderlich. Dass er prominent ist, weil er sich früh als prominent definiert hat und zielstrebig darauf hingearbeitet hat? Dass er ein Pionier des Selbst-Hypes ist und ähnlich wie Paris Hilton durch Schaumschlägerei globale Bedeutung erhielt? «Von mir aus», brummt der Chef. Er sitzt jetzt wieder in seinem geräumigen Büro und erzählt von seinem jüngeren Bruder, dem Liebling der Mutter. «Seine Ankunft stahl mir die Show.»

Heute steht ihm niemand mehr vor der Sonne, und während andere Gleichaltrige mit einer Infusion im Arm im Schaukelstuhl auf der Veranda sassen, habe er immer noch jede Menge Spass. Sein Handy piepst. Cathy erscheint auf dem Bildschirm. Sie wurde von einer Event-Agentur als Moderatorin engagiert. Doch Richard Lugner lächelt aus einem anderen Grund. Die Gerüchteküche brodelt erneut. Das Ehepaar wird verdächtigt, längst wieder vereint zu sein. «Der Kasperl gewinnt immer», sagt Richard Lugner zum Abschied. O

Messe für Bauen Wohnen und Garten



Parallelmesse

**Bau +
Energie
Messe**

Bern 8-11.12.2016

Quelle: MartyDesignHaus

**30% Rabatt
auf Online-Ticket**

Gutschein Code: PBE-JK5X
einlösbar unter
www.baumesse-bern.ch

Bauen 
Wohnen

8. – 11.12.2016 BERNEXPO

Do-Sa 10-18 | So 10-17 www.bauen-wohnen.ch

Bestseller

Belletristik

- 1 (–) **Lucinda Riley:** Die Schattenschwester (Goldmann)
- 2 (1) **Simon Beckett:** Totenfang (Wunderlich)
- 3 (2) **Elena Ferrante:** Meine geniale Freundin (Suhrkamp)
- 4 (3) **Sebastian Fitzek:** Das Paket (Droemer/Knaur)
- 5 (8) **Ian McEwan:** Nusschale (Diogenes)
- 6 (6) **Lori Nelson Spielman:** Und nebenan warten die Sterne (Fischer Krüger)
- 7 (4) **Alex Capus:** Das Leben ist gut (Hanser)
- 8 (7) **Martin Suter:** Cheers (Diogenes)
- 9 (9) **Nele Neuhaus:** Im Wald (Ullstein)
- 10 (–) **Rita Falk:** Weisswurstconnection (DTV)

Sachbücher

- 1 (–) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (Fona)
- 2 (1) **Guinness World Records 2017** (Hoffmann und Campe)
- 3 (2) **Eckart von Hirschhausen:** Wunder wirken Wunder (Rowohlt)
- 4 (3) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 5 (4) **Alexandra Reinwarth:** Am Arsch vorbei geht auch ein Weg (MVG)
- 6 (–) **René Hildbrand:** Schweizer Politik zum Lachen (Weltbild)
- 7 (–) **Carel van Schaik, Kai Michel:** Das Tagebuch der Menschheit (Rowohlt)
- 8 (–) **Philipp Gurt:** Schattenkind (Literaricum)
- 9 (–) **Dinah Bucholz:** Das inoffizielle Harry-Potter-Kochbuch (Riva)
- 10 (8) **Barbara Lukesch:** Bauernleben (Wörterseh)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Akustik

Es ist ein Ritual, das bei jedem Prestige-Neubau einer Konzerthalle dazugehört: Die Schwärmer über die «herausragende Akustik», die durch einen von weit hergereisten Akustiker, «eine weltweite Koryphäe», in akribischer Arbeit optimiert worden ist. Auch bei der eben fertiggestellten Hamburger Elbphilharmonie ist dies wieder zu beobachten. Dabei weiss gar niemand, was eine «herausragende Akustik» eigentlich ist. Je nach Grösse des Orchesters, je nach Komponist, je nach Dirigierstil kann das variieren. Zudem handelt es sich bei der Akustik auch um eine Geschmacksfrage – falls man denn überhaupt in der Lage ist, einen Unterschied festzustellen. Gerade weil die Qualität der Akustik objektiv nicht messbar ist, ist ein solcher Kult darum entstanden. Oder wie es mir ein Vertreter der Elbphilharmonie einmal gesagt hat: «Die grösste Herausforderung ist nicht, eine herausragende Akustik hinzubekommen, sondern die Leute glauben zu lassen, dass die Akustik herausragend sei.» (rb)

Autoren

«Es ist genügend Liebe für alle vorhanden»

«Hier bin ich» ist der persönlichste Roman des Bestsellerautors Jonathan Safran Foer. Er sagt, was einen Juden zum Juden macht und warum verheiratete Paare aufhören, einander Beachtung zu schenken, sobald sie Kinder haben. Von Sacha Verna

Das Interview findet in Jonathan Safran Foers Haus in Brooklyn statt. Der 39-Jährige tappt in den Socken voraus, was nicht ganz zur grossbürgerlichen Atmosphäre des Salons passt, in den er hineinführt. Seine beiden Söhne hat er eben mit der Babysitterin zum Friseur geschickt. Er setzt sich in einen der Vintage-Designersessel vors massgeschneiderte Bücherregal. Darin liegt ein Band des amerikanischen Künstlers R. B. Kitaj, der bei einem Porträt des Schriftstellers Philip Roth aufgeschlagen ist. Dem grossen Vorbild entsprechend, gibt sich Foer getragen und wehevoll, als müsse er das Image des naiven Wunderkindes ein für alle mal loswerden, das ihm seit seinem Erfolgsdebüt «Alles ist erleuchtet» (2002) anhängt. Auf Fragen, die ihm zu persönlich sind, reagiert er mit höflicher Verschlossenheit. Auf solche allgemeiner und weltpolitischer Natur zurückhaltend. Am glücklichsten scheint er, wenn man ihm Passagen aus seinem neuen Roman zitiert und er merkt, dass man «Hier bin ich» wirklich gelesen hat. Damit unterscheidet er sich nicht wesentlich von anderen Autoren. Nur in seiner Schuhlosigkeit wirkt er so kindlich wie eh und je.

Herr Foer, Sie leben hier in Brooklyn nur ein halbes Dutzend U-Bahn-Stationen vom chassidischen Viertel Borough Park entfernt. Was verbindet Sie mit den ultraorthodoxen Juden dort?

Ausser den Genen und einer Geschichte? Nichts. Ich lebe nicht so wie sie, ich bete nicht so wie sie, ich wähle nicht so wie sie. Dennoch bilden diese Gene und diese Geschichte die Grundlage für eine gemeinsame Identität.

Diese Identität ist eines der Themen in Ihrem neuen Roman «Hier bin ich». Was also ist es, was einen Juden zum Juden macht?

So etwas wie einen Juden gibt es nicht. Die Schriftstellerin Lynne Tillman hat einen wunderbaren Essay mit dem Titel «Nothing Is Good for Jews» («Nichts ist gut für die Juden») geschrieben. Was sie damit meinte, war nicht, dass für die Juden nichts gut genug sei. Sondern dass man sich unmöglich etwas vorstellen könne, dem alle Juden zustimmen würden, weil es so viele verschiedene Arten von Juden gibt. Ich gebe zu, dass

«Hier bin ich» eine Menge Fragen zum Judentum aufwirft. Aber ich glaube nicht, dass der Roman viele Antworten enthält.

Weil Sie keine haben?

Ich weiche Ihrer Frage nicht aus, wenn ich sage, dass meine Antwort im Chor der Stimmen besteht, die in «Hier bin ich» zum Ausdruck kommen. Meine Antwort besteht in den zahlreichen Antworten und Nichtantworten dieses Romans.

Zum Beispiel, was Israel betrifft? In «Hier bin ich» droht dem Staat der Untergang. Der Protagonist Jacob glaubt deshalb, sich über seine eigene Stellung zum Heiligen Land klarwerden zu müssen.

Was Israel betrifft, habe ich oft das Gefühl, durch einen Sturm der Argumente zu steuern. Ich bin nicht naiv und ziehe manche Argumente anderen durchaus vor. Aber als Schriftsteller bin ich politischen Meinungen gegenüber misstrauisch. Es geht nicht darum, zu verkünden: «Israel muss sich

«Mir war nicht klar, dass ich in der öffentlichen Schule eine Minderheit darstellte.»

sofort aus dem Westjordanland zurückziehen.» Oder: «Die Hauptstadt von Jerusalem muss Tel Aviv sein.» Oder: «Netanjahu ist ein Kriegsverbrecher.» Es ist viel komplizierter. Wie kompliziert, versuche ich, in «Hier bin ich» zu zeigen. Meine primäre Identität und die, in der ich mich am wohlsten fühle, ist die des Schriftstellers. Als solcher versuche ich, die Welt immer aus einer Vielzahl von Blickwinkeln zu betrachten und zu beschreiben, nie nur aus einem einzigen.

Dennoch ist «Hier bin ich» insofern spezifisch, als Sie darin mit der Familie Bloch den Typus der amerikanischen Juden schildern, die, so schreiben Sie, «bis auf die Ausübung ihres Glaubens alles tun, um ihren Kindern ein Gefühl für die jüdische Herkunft zu vermitteln». Sind Sie einer dieser Juden?

Das sind die Juden, unter denen ich aufgewachsen bin. Noch einmal: Wir sollten uns vor Pauschalisierungen hüten. Für jeden amerikanischen Juden, den ich beschreibe, gibt es tausend andere, auf die diese Be-



«Wir sollten uns vor Pauschalisierungen hüten»: amerikanischer Autor Foer.

schreibung nicht zutrifft. Aber er existiert tatsächlich, der Typ, der höchstens zwei Mal im Jahr in die Synagoge geht, der nie Schweinefleisch essen würde, aber mit Garnelen kein Problem hat, der Typ, der sich für die Accessoires des Judentums interessiert, aber nicht für seine Praxis.

Wie sehr haben sich Ihre Eltern bemüht, Ihnen dieses «Gefühl für die jüdische Herkunft zu vermitteln»?

Immerhin so sehr, dass ich ganz einfach alle Leute für Juden hielt. Mir war nicht klar, dass ich in der öffentlichen Schule, die ich besuchte, eine Minderheit darstellte. Dennoch, oder eben deshalb, war das Judentum

«Ich hatte die Handlung bereits im Kopf, bevor ich mich selber scheiden liess.»

nie ein Thema für mich, bis ich Schriftsteller wurde. Erst da drängte sich mir plötzlich all dieses Material auf, nach dem ich gar nicht gesucht hatte. Ich war richtig schockiert. Vor «Alles ist erleuchtet»...

... Ihrem ersten Roman von 2002, in dem ein junger Amerikaner namens Jonathan Safran Foer auf den Spuren seines durch den Holocaust vertriebenen Grossvaters in die Ukraine reist...

Einen solchen Roman hätte ich nicht einmal lesen wollen. Dass ich ihn sogar selber schreiben würde, war für mich völlig unvorstellbar – bis ich ihn geschrieben hatte.

Erging es Ihnen im Fall von «Hier bin ich» ähnlich?

Beim Schreiben von «Hier bin ich» hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, an einem Roman und zugleich an meinem Leben zu arbeiten. Es war nicht kathartisch. Es war nicht therapeutisch. «Hier bin ich» ist weder autobiografisch noch ein Bekenntnis. Aber dieser Roman ist sehr, sehr persönlich.

Es zerfällt darin nicht nur Israel, sondern auch eine Ehe. Hat Ihre Ex-Frau, die Schriftstellerin Nicole Krauss, den Roman gelesen?

Ja.

Hat er ihr gefallen?

Ja, sie war sehr grosszügig. Aber ich hatte die Handlung von «Hier bin ich» bereits im Kopf, bevor ich mich selber scheiden liess.

Wie Jacob, der im Geheimen seit Jahren an einer Fernsehshow über eine Familie arbeitet, die seiner eigenen aufs Haar gleicht und die auseinanderbricht, bevor mit seiner Familie dasselbe geschieht.

Na ja, da beisst sich die Katze wohl in den Schwanz.

Jacob sagt über seine Show an einer Stelle: «Das ist nicht mein Leben, aber das bin ich.»

Ich könnte dasselbe über diesen Roman sagen. >>>



«Gemeinsame Identität»: Jüdin in Brooklyn.

Sie haben ebenfalls zwei Jahre lang an einer Fernsehshow über eine Familie gearbeitet. Aus dem Projekt sind Sie aber im letzten Moment ausgestiegen, weil Sie nicht zum Drehbuchschafer werden wollten. Empfanden Sie das als Scheitern oder als Rettung?

Mein Psychiater würde sagen: «Warum so binär?» Es war beides, eine unglaubliche Zeitverschwendung und zugleich die beste Verwendung meiner Zeit überhaupt. Mir wurde wieder bewusst, wie wichtig Sorgfalt beim Schreiben ist. Ich entdeckte meine Freude an neuen Formen des Erzäh-

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **AHV 2020**
Gewerbe und Bauern ziehen am selben Strick
- **Digitalisierung**
KMU können dank Fintech Kosten sparen
- **KMU-Welt**
Unternehmen rüsten sich für die digitale Zukunft

www.gewerbezeitung.ch

lens, an Dialogen zum Beispiel. «Hier bin ich» enthält viel mehr Dialoge als meine bisherigen Romane.

Aber wie in Ihren beiden bisherigen Romanen spielen Kinder, junge Menschen darin die Rolle der Weisen. Die drei Söhne merken viel früher als ihre Eltern, dass die Familie am Auseinanderbrechen ist. Sie haben selber zwei Söhne. Was haben Sie von Ihren Kindern gelernt?

Alles? Nichts? Ich habe gelernt, dass die Liebe keine Rechenaufgabe ist. Dass sich eine Art der Liebe nicht mit einer anderen Art der Liebe messen lässt – die Liebe der Eltern zueinander nicht mit jener der Eltern zu ihren Kindern, die Liebe der Kinder zu ihrem Hund nicht mit jener zu ihren Freunden und so weiter. Die meisten verheirateten Paare machen den Fehler, dass sie aufhören, einander Beachtung zu schenken, sobald sie Kinder haben. Ich frage mich oft: Wo sind all die Kinder, die sich auf dem Spielplatz den Schädel eingeschlagen haben?

Wie bitte?

Oder die Kinder, die in Swimmingpools ertrunken oder die gestorben sind, weil wir sie nicht mit genügend Broccoli gefüttert haben? Tatsache ist doch, dass Kinder normalerweise überleben. Trotzdem wachen wir mit einer Aufmerksamkeit über sie, als

«An einem normalen Tag wie heute denke ich anders über den Tod als an meinem Geburtstag.»

schwebten sie in ständiger Todesgefahr. Dabei ist das Einzige, was wirklich in Todesgefahr schwebt, die Beziehung zwischen den Eltern. Es ist genügend Liebe für alle vorhanden. Wir müssen sie nur richtig verteilen.

In «Hier bin ich» machen sich Erwachsene ihrer Kinder wegen auch über den Tod Gedanken. Inwiefern haben Ihre Kinder Ihr Verhältnis zum Tod verändert?

Sie haben es komplett verändert. Aber wie genau, ist schwierig zu sagen. An einem normalen Tag wie heute denke ich anders über den Tod als an meinem Geburtstag oder an dem meiner Kinder. Noch einmal anders sehe ich ihn, wenn wieder irgendwo eine Schiesserei in einer Schule stattgefunden hat. Kinder erinnern einen an die eigene und an die Sterblichkeit anderer, und zugleich sind sie ein Beweis dafür, dass etwas von einem immer überlebt.

In «Hier bin ich» zitiert einer der frühreifen Söhne der Blochs den Philosophen Franz Rosenzweig, der auf die Frage, ob er religiös sei, geantwortet haben soll: «Noch nicht.» Würde Ihre Antwort ebenso lauten?

Das ist eines meiner absoluten Lieblingszitate. Es enthält so viel Sehnsucht, so viel

Das Buch

Ihre drei frühreifen Söhne haben es längst kapiert: Jacob und Julias Ehe ist nach sechzehn Jahren kaputt. Während Papa und Mama noch heile Familie spielen, wird Israel von einem Erdbeben zerstört und droht von seinen arabischen Nachbarn überrannt zu werden. Wie die Blochs, Nachfahren von Holocaust-Überlebenden und ungefähr so religiös wie Matze mit Schinken, über die diversen Trümmerhaufen hinauswachsen, ist der Stoff dieser Tragikomödie. Wie immer bei Foer hat es darin von allem zu viel – zu viel Effekthascherei und biblisches Raunen, zu viel Kitsch und Sentimentalität. So berührend und humorvoll Foer die unzähligen Formen der Liebe beschreibt, so direkt katapultiert er einen in manchen Passagen ins Zuckerkoma. Es ist wie mit chinesischen Glückskekse – mit Vorsicht zu genießen, aber durchaus für Witz und Überraschungen gut. (sv)

Schönheit, Selbstironie, Enttäuschung und Optimismus. Der Begriff «religiös» trifft auf mich, so wie ich jetzt bin, sicher in keiner Weise zu. Aber je älter ich werde, desto mehr sehne ich mich nach etwas, das ich nicht unbedingt Glauben nennen würde. Sicher ist es keine organisierte Religion. Es ist eher etwas, das ich mit Demut und Ehrfurcht verbinde, einem Bewusstsein dafür, wo man in der menschlichen Gemeinschaft und im Universum steht.

Was hat Sie bisher davon abgehalten, zu diesem Bewusstsein zu finden?

Bequemlichkeit, das Bedürfnis nach ständiger Ablenkung. Bisher fühlte ich mich diesem Etwas immer beim Schreiben am nächsten, wenn es mir gelang, meine innere Kamera scharf einzustellen. Sollte ich dieses «Was immer es ist» je erreichen, dann also wohl durch das Schreiben.

Jonathan Safran Foer wurde 1977 in Washington, D.C. geboren. Er studierte Philosophie an der Eliteuniversität Princeton, wo ihn seine Professorin, die Starautorin Joyce Carol Oates, ermunterte, es mit Literatur zu versuchen. Das Resultat war sein Erstling «Alles ist erleuchtet», der Weltbestseller von 2002, der später verfilmt wurde. 2005 erschien «Extrem laut und unglaublich nah», der mit Tom Hanks und Sandra Bullock in den Hauptrollen ebenfalls ins Kino kam. Mit «Tiere essen», seinem Plädoyer für den Verzicht auf Fleisch, wurde Foer 2009 einem noch viel breiteren Publikum bekannt. Foer hat zwei Söhne und lebt in Brooklyn, New York.

Homo und Hetero sapiens

Eine Tournee von Divertimento ist ein nationales Grossereignis. Alle 60 000 Karten für das neue Programm waren innert dreissig Minuten ausverkauft. Das Duo wird den Erwartungen gerecht. *Von Rico Bandle*



Das Edelste, was Künstler tun können: Jonny Fischer und Manuel Burkart von Divertimento.

Ein Tag nach der US-Präsidentenwahl ist Donald Trump auch beim sonst gänzlich politikfreien Komikerduo ein Thema. Die beiden müssen den Namen Trump nur erwähnen – und schon lachen die 1200 Zuschauer im ausverkauften Zelt in Luzern. Auch wenn sie Trump nicht erwähnen, lacht das Publikum – dafür ist es ja gekommen.

Eine Divertimento-Vorstellung hat etwas von einem Volksfest. Genauer: von einem ausgelassenen Skilagerabend. Zwei sympathische Kindsköpfe ziehen alberne Perücken und Kostüme an, blödeln herum, spielen ihre Sketche – zum Amusement des Publikums.

Ganz so einfach funktioniert Divertimento natürlich nicht. Hinter dem beispiellosen Erfolg des Duos steckt mehr als simples Rumgeblödel. Und genau hier hat Divertimento etwas gemeinsam mit dem frischgewählten US-Präsidenten. Die traditionellen Medien haben die Primarlehrer Jonny Fischer und Manuel Burkart allesamt jahrelang unterschätzt. Oder einfach ignoriert. Niemand gab ihnen auch nur die geringste Chance. Und so geschah es, dass die beiden Humoristen unter dem Radar der medialen Öffentlichkeit eine Popularität erreichten, für die man bedenkenlos zum historischen Superlativ greifen kann: Fischer und Burkart sind die beliebtesten Bühnenkünstler, die die Schweiz je hatte. Seit neun Jah-

ren ist jede Vorstellung des Duos ausverkauft, zum Abschluss der letzten Tournee, «Gate 10», füllten die beiden zwei Mal das Zürcher Hallenstadion, die grösste Konzerthalle der Schweiz. Total sahen 260 000 Leute das Programm. Als im Mai dieses Jahres die erste Karten-Tranche für die neue «Sabbatical»-Tour in den Verkauf kam, waren innerhalb von dreissig Minuten alle 60 000 Tickets weg. Nicht einmal die grössten internationalen Popstars schaffen das.

Klassisches Nummernkabarett

Am Freitag ist offiziell Premiere des neuen Programms, zuvor hat das Duo über ein Dutzend Testvorstellungen gegeben, eine davon ist jene in Luzern nach der Wahl von Trump. Formell ist «Sabbatical» genau gleich aufgebaut wie das letzte Programm, «Gate 10»: Es handelt sich um klassisches Nummernkabarett – ein Sketch folgt auf den nächsten –, die Umziehpausen werden überbrückt mit Filmeinspielungen. Die Rahmenhandlung bildet die zurückliegende eineinhalbjährige Pause, das Sabbatical, das die beiden eingelegt haben: Während Fischer seinen Freund heiratete, das Leben genoss und in der Fernsehsendung «Die grössten Schweizer Talente» als Juror brillierte, mühte sich Burkart mit seinen quengeln und sich übergebenden Kleinkindern ab («Mit Fürzen ist es wie mit Kindern: Die eige-

nen hat man noch gerne»). Die Homosexualität Fischers wird Teil des Programms. «Hier sehen Sie ein wunderbares Exemplar eines Homo sapiens», sagt Burkart. Er zeigt auf seinen Bühnenpartner: «Homo sapiens», dann auf sich: «Hetero sapiens.»

Julian Kaufmann ist zurück

Zu den grössten Leistungen der beiden gehört, dass sie in den letzten Jahren Figuren geschaffen haben, die zum Volksgut geworden sind, die auf Pausenplätzen landauf, landab nachgespielt werden – ähnlich wie Viktor Giacobbos Harry Hasler oder Emil Steinbergers Pöstler. Zu den populärsten Divertimento-Figuren gehören der Rapper Julian Kaufmann aus Spreitenbach mit seinem Kosovo-Akzent, das alternde Tussi Ursula Lüscher oder der Kiffer Gianfranco («Lieber Gras rauchen als Heuschnupfen»). Mit ihnen allen gibt es ein Wiedersehen im neuen Programm, meist nur ein kurzes – als wollte sich das Duo nicht einfach auf den Lorbeeren seiner millionenfach angeklickten Youtube-Hits ausruhen. Dafür führen Fischer und Burkart über ein Dutzend neue Charaktere ein, einige davon haben durchaus Kultpotenzial. Zum Beispiel der niederländische Masseur Bert van Oederhoek (Burkart), der seiner Frau per Telefon bei der Geburt assistiert, oder das Fitnesscoach-Duo «Hans und Hans», das den Gute-Laune-Fitnesskult wunderbar auf die Schippe nimmt.

So präzise die beiden Komiker einzelne Berufsgruppen zu parodieren wissen, ihr Humor tut niemandem weh, spricht Kinder genauso an wie Erwachsene. Eine Divertimento-Figur kann noch so albern sein, sie ist immer dermassen sympathisch gezeichnet, dass man sie einfach gerne haben muss.

Hinzu kommt, dass Burkart und Fischer auf der Bühne etwas kultivieren, was sonst als äusserst unprofessionell gilt: Oft fallen sie aus der Rolle, müssen auf der Bühne über sich selbst lachen. Die spontanen Einwürfe und Pannen sind meist lustiger als die geplanten Pointen. Wobei manchmal nicht ganz klar ist, was eingeübt und was ein Unfall war: An der vom Schreibenden besuchten Vorstellung warf Burkart eine Stellwand um, wodurch der ganze Sketch völlig aus den Fugen geriet – zur Freude des Publikums.

Divertimento wird mit seiner Komik nie den Salzburger Stier gewinnen oder sonst eine kulturelle Auszeichnung. Und doch macht das Duo das Edelste, was ein Künstler tun kann: die Leute ohne versteckte Mission, ohne jeglichen Weltverbesserungsanspruch herzlich zum Lachen bringen. Ein Dialog zu Beginn des Programms steht für alles, was die beiden ausmacht. Fischer zu Burkart: «Werde doch endlich erwachsen!» Worauf dieser antwortet: «Das war ich schon einmal, *isch langwillig gsii.*»

Divertimento: «Sabbatical», die nächsten drei Jahre in der Schweiz auf Tournee

Top 10

Knorr's Liste

1	Hell or High Water	★★★★★
	Regie: David Mackenzie	
2	Café Society	★★★★☆
	Regie: Woody Allen	
3	La danseuse	★★★★☆
	Regie: Stéphanie Di Giusto	
4	La fille inconnue	★★★★☆
	Regie: Jean-Pierre u. Luc Dardenne	
5	Willkommen bei den Hartmanns	★★★★☆
	Regie: Simon Verhoeven	
6	War Dogs	★★★★☆
	Regie: Todd Phillips	
7	Doctor Strange	★★★★☆
	Regie: Scott Derrickson	
8	Bridget Jones's Baby	★★★☆☆
	Regie: Sharon Maguire	
9	Snowden	★★★☆☆
	Regie: Oliver Stone	
10	The Girl on the Train	★★★☆☆
	Regie: Tate Taylor	

Kinozuschauer

1 (-)	Jack Reacher: Never Go Back	19811
	Regie: Edward Zwick	
2 (2)	Willkommen bei den Hartmanns	15 606
	Regie: Simon Verhoeven	
3 (1)	Doctor Strange	13 378
	Regie: Scott Derrickson	
4 (3)	Bridget Jones's Baby	9514
	Regie: Sharon Maguire	
5 (4)	The Girl on the Train	7945
	Regie: Tate Taylor	
6 (5)	Trolls (3-D)	7436
	Regie: Mike Mitchell, Walt Dohrn	
7 (-)	Masterminds	6123
	Regie: Jared Hess	
8 (-)	Inferno	5893
	Regie: Ron Howard	
9 (-)	Café Society	5515
	Regie: Woody Allen	
10 (7)	Finding Dory (3-D)	5300
	Regie: A. Stanton/A. MacLane	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Ein ganzes halbes Jahr (Warner)
2 (1)	Ice Age 5 – Kollision voraus! (Fox)
3 (2)	Central Intelligence (Universal)
4 (-)	Fear the Walking Dead – Staffel 2 (Impuls)
5 (7)	Blood Father (Impuls)
6 (4)	Warcraft: The Beginning (Universal)
7 (9)	The First Avenger – Civil War (Disney)
8 (8)	Conjuring 2 (Warner)
9 (6)	Outlander – Staffel 2 (Sony)
10 (3)	Stolz und Vorurteil und ... (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Zuneigungs-Posen: Yves (Noé Ricklin) in «Finsteres Glück».

Kino

Bibbernde Ergriffenheit

Die Verfilmung von Lukas Hartmanns Roman «Finsteres Glück» wurde aus falschem Respekt vor der Vorlage zum geblähten Kunstgewerbe. Von Wolfram Knorr

Diese Frau scheint etwas zu suchen. Sich selbst? Ihr Seelenheil? Einen Halt? Als Suchende wirkt die Psychologin Eliane Hess (Eleni Haupt) jedenfalls nach einem Notruf, der sie ins Krankenhaus eilen lässt. Dort nähert sie sich dem achtjährigen Yves (Noé Ricklin) wie einer Weihnachtsbescherung, ängstlich und zuversichtlich zugleich. Bei einem furchtbaren Autounfall hat Yves Eltern und Geschwister verloren, jetzt steht er unter Schock – und wird zu einem Geschenk für Frau Hess. Denn ihr Zuhause ist der wahre Notfall. Helen (Elisa Plüss), die ältere ihrer zwei Töchter, verletzt sich mutwillig und begegnet ihrer Mutter mit düsterem Zorn. Die jüngere, Alice (Chiara Carla Bär), im Trotzalter, keift, aber auch sie ist finster umwölkt. Die bleischwere Gemütslage geht auf ihre jeweiligen Väter zurück, über die die Mutter eher schweigt. Eliane Hess hat ein Buch herausgegeben, das sie ehrfürchtig durchblättert: «Die Bilder des Isenheimer Altars – aus psychologischer Sicht». Die Szene ist schwer symbolisch, denn darauf folgt der Notruf. Die Bilder stehen für Tod und Auferstehung. Und für familiäre Auferstehung aus dunkler Zeit sorgt bald der seelisch lädierte Yves. Frau Hess holt ihn in die Familie, zunächst nur für ein Gutachten.

«Finsteres Glück» von Stefan Haupt («Der Kreis») ist die Verfilmung des Romans von Lu-

kas Hartmann, der selbst am religiösen Erbauungskitsch entlangschrammte. Die Verfilmung wurde leider nicht besser; ein Bedeutungsleerlauf, mit hehren Gefühlen so gebläht, dass die Betroffenen kaum noch normal gehen, blicken und reden können. Der Grundton ist bibbernde Ergriffenheit. Wenn Worte gewechselt werden, dann fast nur hauchend; wird geblickt, dann in einer inneren Verklärung, als wolle man die Novalis-Erkenntnis «Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg» sichtbar machen. Diese Aufgeladenheit kann aber auch an der Sonnenfinsternis liegen, die Yves und seine Familie vor dem Unfall bei ihrer Reise ins Elsass erlebten. Sie dauert etwa zwei Stunden und liegt wie Mehltau über dem Film (und dem Publikum): Die Töchter leiden mit Weh und Ach, die Mutter war nicht offen. Yves' Leben war schon vor dem Unfall eine Qual, der Vater hat geprügelt, und die rabiate Tante will nun das Sorgerecht für den Knaben – überall Grauen wie auf den Bildern des Isenheimer Altars. Für Yves' Qual findet Haupt keine Bilder, er flüchtet sich in Metaphern. Dafür holt die Therapeutin den Waisen zu sich und ihren Töchtern, die ihn bald süß finden. Indem man – freudsche Analyse-Kamellen – an den Ort des Unglücks zurückkehrt, um die Seelen-«Reinigung» möglich zu machen, läutert man sich zur

glücklichen Familie. Wie bei «Kevin allein zu Haus» wird Yves zum Heilsbringer. Man mag's nicht glauben. Tröstlich nur: Noé Ricklin ist prächtig.

Eliane Hess schreitet durch das düstere Dasein mit distinguiertes Grämlichkeit und lasstender Muffelei – wie eine protestantische Sünderin. Die Qualen der Töchter sind eine Melange aus theatralischen Quengelei- und wattigen Zuneigungsposen. Yves' Trauma, das es in sich hat, wird nur auf hohem Kothurn beschränkt und mit hehren Betroffenheitsallüren umkreist, die jede Anteilnahme verhindern. ★☆☆☆☆

Weitere Premieren

American Pastoral — Seymour Levov (Ewan McGregor), aufgrund seiner blonden Haare der «Schwede» genannt, ist ein Aufsteiger, der die schöne Dawn Dwyer (Jennifer Connelly) heiratete und als Unternehmer reüssierte. Dass ihre gemeinsame Tochter Merry (Dakota Fanning) stotterte, störte die Eltern in ihrer Harmonie und ihrem Glück nicht. Doch dann kam es zum Bruch, die Tochter begann ihre Eltern wegen deren Gleichgültigkeit und deren spiessigen Sicherheitsdenkens – in Zeiten von Vietnam – zu hassen und wurde zur Terroristin. Ewan McGregors Regiedebüt nach dem Roman von Philip Roth geriet psychologisch



Unfreiwillig komisch: «American Pastoral».

Fragen Sie Knorr

Ich habe in München die fantastische deutsche Märchenverfilmung «Das kalte Herz» gesehen. Warum kommt der Film nicht in die Schweiz, und stimmt es, dass die erste Verfilmung vom Niederländer Paul Verhoeven stammt? W. J., per E-Mail



Nein, Paul Verhoeven hat vor allem in Hollywood gedreht («Basic Instinct»). Das ist ein nachvollziehbares Missverständnis, da der deutsche Verhoeven (1901–1975) auch Paul hiess. 1950 realisierte er «Das kalte Herz» in der DDR; eine bis heute grossartige Mär-

wenig überzeugend und zu pathetisch. Das Wiedersehen mit der Tochter im Elendsviertel erinnert, unfreiwillig komisch, an Ben Hurs Treffen mit Mutter und Schwester in der Leprahöhle. ★★★☆☆

Dirty Cops: War on Everyone — Terry Monroe (Alexander Skarsgård) und Bob Bolaño (Michael Peña) bilden ein Cop-Duo, gegen das alle Bullen-*buddies* wahre Waisenknaben sind.



Wahre Dienstsclampen: «Dirty Cops».

Beastly cops statt *bad cops*. Wahre Dienstsclampen, die sich nicht um Anstand scheren und korrupt sind. Ihr Chef, der sie zu feuern droht, rät ihnen, sich im Dienst nicht provozieren zu lassen, denn: «Wir sind umgeben von weissen rassistischen Schweinen.» Es geht drunter und drüber in der gnadenlosen Parodie auf Cop-Filme. Kein Wunder, dass sie der Ire John Michael McDonagh («The Guard»), einschlägig bekannt für rüden, grotesken Humor, inszenierte. In seinem ersten US-Film, angesiedelt in Albuquerque (New Mexico), wirkt die satte braune Erde wie ein surrealer Raum, der – seit «Breaking Bad» – die bizarrsten Konstellationen glaubwürdig macht. Freilich wird auch Tarantino mit idiotischen Dialogen nicht verschont. Das ist lustig, bis auf das letzte Drittel. Da wird McDonagh versöhnlich und brav. Dabei ist der Irrsinn eine rein irische Produktion. ★★★☆☆

chenverfilmung. Dieser Paul Verhoeven ist der Vater von Michael Verhoeven (wie sein niederländischer Namensvetter 1938 geboren), der mit Filmen wie «Die weisse Rose» (1982) und «Das schreckliche Mädchen» (1990) bekannt wurde. Dessen Sohn Simon wiederum, ebenfalls Regisseur, reüssiert zurzeit mit «Willkommen bei den Hartmanns». «Das kalte Herz» von Regisseur Johannes Naber kommt nach meinen Informationen Mitte Dezember in die Schweizer Kinos.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Engel aller Art

Von Peter Rüedi

Im Titel seiner jüngsten Veröffentlichung, vier im Oktober 1996 in Modena, Ferrara, Turin und Genua aufgenommener Piano-Rezitals, bietet Keith Jarrett, der selbst namentlich seine Solokunst immer gern in einem sakralen Zusammenhang sah, gleich eine Mehrzahl von Engeln auf: «A Multitude of Angels», Schutzengel zumeist, die seine fragile, spontane Improvisation, eigentliche musikalische Schöpfungsgeschichten aus dem Nichts, vor Bedrohungen mancher Art beschützt hätten, wie er selbst in den *liner notes* zu dieser Vier-CD-Box schreibt. Während dieser nur durch eine Pause unterbrochenen Sololäufe (nachher wurden seine Solokonzerte kleinteiliger), der letzten mit dem grossen Atem der frühen Jahre («The Köln Concert», «Solo Concerts Bremen/Lausanne», «Concerts München/Bregenz», «La Scala») improvisierten Verfertigungen des musikalischen Gedankens beim Spielen, behinderten ihn keine mangelhaften Flügel, kein unaufmerksames Publikum – Jarretts schulmeisterliche Zurechtweisungen fotografierender oder auch nur sich räuspender Zuhörer sind so legendär wie seine Musik selbst, er verstand solche Störungen durchaus als eigentliches Sakrileg –, kurz: Es waren Momente des Glücks beim improvisatorischen Gang über dünnes Eis. Aber nebst den Schutzengeln schaute ihm auch deren dunkler Widerpart über die Schulter. Die vier italienischen Konzerte blieben während der zwei darauf folgenden Jahre überhaupt die letzten öffentlichen Auftritte vor Jarretts Erkrankung am rätselhaften *chronic fatigue syndrome*. Dieses warf seinen Schatten voraus in jenen italienischen Herbst, so sehr der Pianist immer wieder in Anfällen von gebündelter Energie die Flucht nach vorn suchte, andererseits aber nahe an den Rand des Verstummens geriet. Das Ausgeliefertsein an diese Ambivalenz ist ergreifend zu verfolgen, gerade weil wir von Jarrett sonst eher den imperialen Gestus eines Herrn der Lage gewohnt sind. Die vier Konzerte sind von sehr unterschiedlicher Textur, auch wenn in allen Jarretts besondere Sensibilität für dynamische Kontraste, für Dramaturgie überhaupt waltet.



Keith Jarrett: A Multitude of Angels. Modena, Ferrara, Torino, Genova. 4 CDs. ECM 2500-03

Aussage gegen Aussage

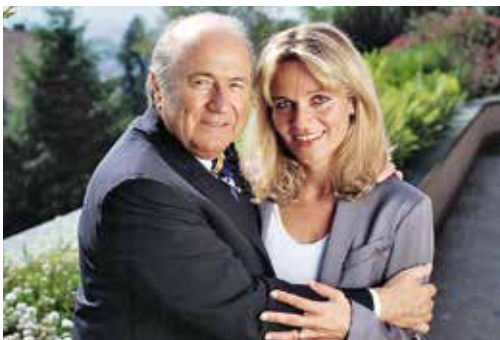
Ehrendoktor Schawinski; Bally-Jubiläum; Fotograf Höltschi bei den Trump-Fans; Zuber-Vernissage. *Von Hildegard Schwaninger*



«Genugtuung»: Unternehmer Schawinski.

Ist mit Roger Schawinski die Fantasie durchgegangen, als er in seinem Buch «Ich bin der Allergrösste» eine Begegnung mit Joseph S. Blatter und dessen damaliger Frau Graziella schildert? Die einstige Delfintrainerin soll zum damals recht stattlichen Fifa-Präsidenten gesagt haben: «Sepp, schau mal den Roger an. Der ist schlank und nicht so dick wie du. Du solltest besser auf dich aufpassen, sonst nehme ich mir einen Lover. Einen wie Roger.» Diesen Satz will Graziella Blatter nie gesagt haben und reichte bei der Oberstaatsanwaltschaft Klage ein. Dort wurde die Klage als «zu banal» abgeschmettert. Jetzt klagt Graziella Blatter gegen die Oberstaatsanwaltschaft.

Sie will ihr Recht – weil sie sich in ihrer Würde als Frau verletzt fühlt. «Schawinski hat das frei erfunden», sagt Blatter. «Ich würde so



Sepp Blatter mit seiner damaligen Frau Graziella.

etwas nie sagen, denn ich habe den Sepp geliebt. Und ich liebe ihn immer noch.»

Schawinski behauptet, es sei «in einem Restaurant auf dem Pfannenstiel» gewesen, wo er und seine Frau Gabriella mit den Blatters sass. Die Wahrheit werden wir in dieser Causa nie erfahren. Es steht Aussage gegen Aussage.

Schawinski hatte mit seinem Buch, einem Versuch über den Narzissmus am Beispiel einiger Zeitgenossen, nicht viel Glück. Plagiat wurde ihm vorgeworfen, weil er ganze Teile des Buches von Wikipedia abgeschrieben haben soll. Schawinski: «Ich habe in den entsprechenden Kapiteln darauf hingewiesen, dass ich mich auf vorhandenes Material stütze. Also gab es keine Anklage.» Trost findet Schawinski in der Ehrendoktorwürde, die ihm am Dienstag von der Universität Freiburg (Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) überreicht wurde. Zusammen mit Mario Vargas Llosa, Literaturnobelpreisträger aus Peru. Schawinski: «Für mich als lebenslanger Rebell und Ex-Pirat ist das eine Genugtuung.»

Dass die Anhängerschaft von Donald Trump recht unzimperlich umgeht mit ihren Mitmenschen, musste der Schweizer Fotograf Serge Höltschi erfahren. Höltschi (seine Mutter Erna Höltschi lebt in Zürich) war – im Auftrag des *Spiegels* – im «Trump International Hotel» in Las Vegas bei der Siegesfeier

der Trump-Anhänger. Dort wurde er angepöbelt und – unter Androhung von Prügel – gezwungen, seine Fotos zu löschen.

Bally feierte im Ladenlokal an der Bahnhofstrasse 20 das 165-Jahr-Jubiläum. Der Luxusmodebrand war einst Inbegriff von Swissness und Eleganz, ehe er eine schmerzhaft Schumpfung hinnehmen musste. Symbol dafür ist das Bally-Haus an der Bahnhofstrasse 66, wo heute Zara, die Günstigmodemarke, die das Modebusiness in seinen Grundfesten erschütterte, residiert. Bally ist stets bemüht, sein Image aufzumöbeln; zum Jubiläum wird eine neue Kollektion lanciert, die von der Mode der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts inspiriert ist. Vintage-Poster aus dieser Zeit schmückten den Flagship-Store, wo geladene Gäste, das Champagnerglas in der Hand, herumspazierten; serviert wurden salzige und süsse Friandises, klein, bunt und fein und zur farbenfrohen Kollektion passend (Catering: Marco Pfeiderer).

Pünktlich zur Vorweihnachtszeit flattert jedes Jahr die Einladung von Max Zuber ins Haus. Der lokal berühmte Maler lädt eine finanzkräftige Gesellschaft zur Vernissage. Dieses Jahr ins Haus Talacker 42. Dort hatte Zuber vierzig Jahre lang sein Atelier, jetzt wird das Haus (es gehört der UBS) umgebaut, den Mietern wurde gekündigt, und Zuber sucht ein



Lustiges Fest: Regina Wartmann, Max Zuber.

neues Atelier. Die letzte Party fand in einem ausgehöhlten Lokal im Parterre statt, wo vorher Blumenladen und Kiosk waren. Daniel Dätwyler vom Caterer Franzoli schenkte den Gästen Champagner mit Eiswürfeln ein, Zuber stand im Gucci-Anzug herum, während seine Muse Regina Wartmann eifrig Kaufaufträge entgegennahm. Ein Stuhl und eine Lampe (Zuber macht jetzt auch Möbelskulpturen) wurden verkauft, ausserdem – laut Zuber – mindestens zehn Bilder. Auf die Frage, was für die Werke bezahlt wurde, gibt sich der Künstler an Geld uninteressiert: «Weiss ich nicht auswendig.» Es war ein lustiges Fest, die letzten Gäste verabschiedeten sich um drei Uhr früh.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Haus, Kinder, Hund

Die Mandatsleiterin Fabienne Tschan, 34, und der Informatiker Simon Strebel, 35, haben kürzlich geheiratet. In den engen Familienbanden liegt das gemeinsame Glück.



Geist und Seele: Ehepaar Strebel-Tschan.

Simon: Wir waren 34 und 35, als wir uns kennenlernten. Mein Leben war sehr ausgefüllt. Ich war aktiv in Vereinen, mein Umfeld war stabil, ich hatte einen guten Job und eine schöne Wohnung. Das Einzige, was fehlte, war eine tolle Frau an meiner Seite.

Fabienne: Ich hatte beruflich auch erreicht, was ich wollte. Nun war ich bereit, mich auf mein persönliches Glück zu konzentrieren. Ich wusste, was ich wollte: eine langfristige und verbindliche Beziehung. Es war von Anfang an klar, dass wir uns gut verstehen. Ab dem dritten Date hatte ich mich verliebt. Aber ich war ziemlich schüchtern und wartete darauf, dass er den ersten Schritt unternahm.

Simon: Wichtig war vor allem, dass die Harmonie stimmte. Wir sind aber auch beide davon überzeugt, dass man sein Glück selbst in die Hand nehmen muss. Wir können und wollen arbeiten für das, was wir haben und wollen. Deshalb sind wir beide in unseren Berufen stark engagiert. Wir beide bewegen uns auch gern und halten Sport für gesund und gut für Geist und Seele.

Fabienne: Wir teilen weltanschauliche Ansichten und Interessen. Zudem stammt er aus meiner Gegend, in der ich stark verwurzelt

bin. Und er hat für enge Familienverhältnisse nicht nur Verständnis, sondern kennt das selbst auch. Nach dem ersten Kuss ging alles ziemlich schnell.

Simon: Es war schon immer ein Traum, mein Elternhaus zu übernehmen. Als sich die Gelegenheit bot, war ich überglücklich, dass wir zusammen einziehen konnten. Es zeigte sich, dass wir auch im Alltag gut miteinander auskommen. Wir können über alles reden, uns nach einem Streit wieder versöhnen, den anderen so nehmen, wie er ist. Wir haben auch die gleichen Vorstellungen von der Zukunft. Haus, Kinder, Hund: ungefähr in dieser Reihenfolge.

Fabienne: Ich wollte schon immer mal nach Barcelona reisen. Als ich die Städtereise geschenkt bekam, fand ich das toll. Als wir am Tag nach der Ankunft an den Strand gingen und Simon anfing, im Sand herumzukritzeln, wurde mir klar, was gleich geschehen würde: Er zog den Ring hervor und sagte mir, dass er mich liebt und dass er den Rest seines Lebens mit mir verbringen will. Ich war überglücklich und sagte ihm, dass ich ihn heiraten wolle.

Simon: Sie sah wunderschön aus. Die Kapelle war bis auf den letzten Platz mit Familie und Freunden gefüllt. Die Flügeltür öffnete sich, und mein Patenkind kam mit den Ringen, danach folgte das Blumenmädchen. Fabienne schritt auf mich zu. Es war ein sehr glücklicher Moment. Nach der Trauung standen Vereinskollegen und Feuerwehr Spalier, und wir freuten uns über all die Gratulationen und Glückwünsche. Den Abend verbrachten wir in einem wunderschönen Saal und wurden durch einen tollen Catering-Service verköstigt. Wir liessen es uns nicht nehmen, die dreistöckige Hochzeitstorte gemeinsam anzuschneiden, und tanzten danach einen Walzer.

Fabienne: Die Hochzeit war schöner, als ich es mir hätte vorstellen können. Ich habe das für mich perfekte Hochzeitskleid gefunden, das Essen war hervorragend, und die Dekoration hatten wir selbst gestaltet. Fast alle unsere Lieben konnten dabei sein: ein unvergesslicher und wunderschöner Tag, zu dem unsere Familien und Freunde beigetragen haben.

www.stretch.ch (A. Kuhn/Aarau)
Protokoll: Franziska K. Müller

Journalisten

Von Andreas Thiel —
Bekiffte Pfadfinderinnen.

Hinz: Was lernen wir aus den Wahlen in den USA?

Kunz: Es gibt nichts Uninformierteres als Journalisten.

Hinz: Dafür sind sie um so uniformierter. Alle schreiben in Gleichschrift. Heer-

scharen von uniformierten Uninformierten marschieren durch die Redaktionen von der Woz bis zur NZZ. Man könnte die halbe Schweizer Presse zusammenlegen zur *Neuen Zürcher Wochen-Zeitung*, zum *Tages-Anblick* und zur *Postillustrierten Südostmittelland Glücksschweiz*.

Kunz: Wenn Desinformierte informieren, sind nachher alle von der Realität überrascht.

Hinz: Alle behaupten, in Donald Trump stecke nichts drin. Eine solche Erwartungshaltung macht es für Trump natürlich leicht, die Erwartungen zu übertreffen.

Kunz: Hätte man auf der anderen Seite bei Obama vorher gewusst, dass nichts drinsteckt, hätte man sich nachher auch nicht wundern müssen, dass nichts rausgekommen ist. Aber die Journalisten haben in Barack Obama mehr hineinprojiziert, als sich ein ganzes Pfingstlager voll bekiffter Pfadfinderinnen wünschen kann, von der Überwindung aller politischen Differenzen über die Rettung des globalen Klimas bis hin zum Weltfrieden.

Hinz: Heute ist nicht einmal mehr eine Pointe aus ihm rauszuholen. Obamas Präsidentschaft bleibt ein Witz ohne Pointe.

Kunz: Aber die Journalisten loben ihn immer noch in den Himmel.

Hinz: Sie zelten immer noch im Pfingstlager.

Kunz: Die Journalisten drehen sich wie ein Schafsrudel im Hamsterrad.

Hinz: Das kommt von der rot-grünen Verkehrspolitik. Diese fördert das Denken in Einbahnstrassen.

Kunz: Und dieses Denken nennt sich Sozialliberalismus.

Hinz: Sozialliberalismus ist politisch korrekt neidgetriebener Konsensfaschismus.



Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Die Zeitung macht mobil.



Jetzt
downloaden im
App- oder Google
Play-Store!



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play.
www.schweizamsonntag.ch

«Das Schönste ist, ein Vorbild zu sein»

Christian Capatt, der Geschäftsführer der Firma Auratel, sieht es als seine Aufgabe, Mitarbeiter glücklich zu machen. *Von Oliver Schmuki*



«Smartphones sind sehr emotional behaftete Geräte»: Unternehmer Capatt, 37.

Herr Capatt, wie gehen Sie persönlich mit dem Smartphone um?

Für mich ist das Smartphone längst auch Büro, Informationsquelle, Organisator und Verbindungsglied zu Familie, Freunden, Kunden und Partnern. Das ist faszinierend, aber auch beängstigend: Für die Gemütlichkeit gibt man unglaublich viele Daten von sich preis. Ohne Handy aber fühle ich mich sozusagen nackt.

Weshalb braucht es ein Unternehmen wie Auratel?

Smartphones sind sehr emotional behaftete Geräte. Ein defektes Handy bedeutet in unserer digitalen, mobilen Welt praktisch den Stillstand. Das kann sich heute keine Unternehmung leisten. Wir bei Auratel sind bestens vernetzt, haben das Know-how und die Infrastruktur, um sofort reagieren zu können. Zudem entlasten wir das Personalbudget der Firmen. Dank eines

auf Kundenbedürfnisse massgeschneiderten Online-Shops inklusive Reparaturrechner, den wir entwickelt haben, können in Grossbetrieben zwei bis drei Personen anderweitig eingesetzt werden. Ein Grossunternehmen mit 800 bis 1000 Mitarbeitenden spart so rasch bis zu 300 000 Franken pro Jahr.

Welche konkreten Aufgaben kann Auratel für Kunden übernehmen?

Mit den Smartphones ist die Kommunikation zwar einfacher, das Handling aber komplexer geworden. Die Beschaffung, das Managen der Abonnements, das Bestellen von SIM-Karten und Zubehör kann viel Zeit beanspruchen. All diese Aufgaben nehmen wir unseren Kunden ab, und wir handeln für sie die bestmöglichen Konditionen bei den Netz-anbietern aus. Unsere Kunden sparen also nicht nur Zeit, sondern auch sehr viel Geld.

Wie können Sie das Sicherheitsbedürfnis Ihrer Kunden erfüllen?

Auratel funktioniert wie eine Drehscheibe. Man kann bei uns über eine spezielle Software die persönlichen Daten, Apps und Geräte sicher verwalten. Wir sind auch in der Lage, bei einem gestohlenen oder verlorengegangenen Gerät die SIM-Karte zu sperren, persönliche Daten zu löschen oder die Screenshot-Funktion zu deaktivieren.

Welches ist Ihre Philosophie?

Ich erachte es als meinen Job, meine Mitarbeiter – so bezeichne ich meine Mitarbeiter – glücklich zu machen. Um das zu erreichen, haben wir eine Visions-Wand erstellt. Die Frage darauf lautet: «Was muss ich machen, damit ihr morgens aus dem Bett springt und mit mir etwas bewegen wollt?» Alle sind angehalten, in Form von Bildern ihre Bedürfnisse, Wünsche und Visionen wie etwa einen eigenen Firmenwagen oder eine «Aura»-Ferienresidenz auf einer Insel zu visualisieren. Beides konnte ich dieses Jahr erfüllen. Unsere «Aura»-Residenz befindet sich in Palma de Mallorca und kann jederzeit privat kostenlos gebucht werden. In einer Whatsapp-Gruppe werden Ferienfotos mit den Kollegen geteilt.

Woher stammt die Inspiration?

Aus Erfahrungen, positiven wie negativen. Und mein Vater, der auf dem Gebiet der mobilen Telefonie Pionierarbeit geleistet hat und mich 1999 in seine Auratel geholt hat, hat mich massgeblich beeinflusst und inspiriert. Er gewährte mir immer viel unternehmerischen Freiraum. Diesen habe ich ausgenutzt und die gewonnenen Erfahrungen in die Weiterentwicklung der Firma einfließen lassen. Inspiration finde ich aber auch in Fachliteratur und in Biografien von erfolgreichen Unternehmern.

Welches sind Ihre Erkenntnisse aus dieser Art von Unternehmenskultur?

Die Fluktuation hat in den letzten Jahren stark gebessert, die Zahl Krankheitsabwesenheiten ist massiv gesunken. Das Schönste ist, dass ich ein Vorbild sein kann. Hier spielt natürlich auch eine Rolle, wie ich auftrete, im Büro wie auch als Familienmensch, und dass ich authentisch erscheine. Ich denke, das spürt man am Ende, und darauf baut unser Erfolg auf.

Welche Themen werden Sie in Zukunft geschäftlich beschäftigen?

Die Digitalisierung ist Tatsache und wird zunehmend alle Bereiche unseres Seins erfassen. Die Menschen werden noch mobiler mit verschiedenen Geräten operieren und dadurch noch stärker auf die Zuverlässigkeit ihrer Geräte angewiesen sein.

Christian Capatt ist seit 2009 Geschäftsführer und seit 2011 Inhaber der Auratel Telecom AG, eines 1980 gegründeten Anbieters für umfassende Mobiltelefonie-Lösungen. Auratel hat fünfzehn Angestellte, der Hauptsitz befindet sich in Geroldswil ZH. Kunden sind Konzerne wie die Credit Suisse, die Fenaco-Landi-Gruppe, die Livit AG und die Emil Frey AG.

Die Fragen stellte Oliver Schmuki.

Zauberberg

Von Peter Rüedi



Als Daniel Huber, diplomierter Forstwirtschaftler ETH und in Changins ausgebildeter Winzer, 1980 nach Monteggio im Tessiner Malcantone kam und eigenhändig hoch über dem Tal der Tresa das Gelände rodete, auf dem heute der Weinberg Ronco di Persico steht, war er einer von mehreren Deutschschweizer Quereinsteigern, denen der Tessiner Rebbau eine eigentliche Trendwende verdankte. Werner Stucky, Christian Zündel, Adriano Kaufmann, Eric Klausener und eben Huber brachten wenig praktische Erfahrung mit, aber viel Mut, Neugierde und den verwegenen Willen, in der klimatisch schwierigen, fast vergessenen Nische Weine von einer Qualität zu ziehen, die den Schweiß der Tüchtigen lohnten. «Ich habe alles autodidaktisch gelernt», erinnert sich Huber. Das eben war die Chance dieser jungen Wilden: am Punkt null zu beginnen, unbelastet von mit den Erfahrungen unweigerlich verbundenen Vorurteilen der Altvordern. Das war hart, aber auch ein Glück, das ihre Nachkommen nun so nicht mehr erleben können. Hubers Sohn Jonas hat nun, mit dem Wissen im Gepäck, das er sich während sieben Jahren in Changins und bei Praktika in so renommierten Betrieben wie dem von Raymond Paccot in Féchy oder Simon Maye & Fils im Wallis erworben hatte, die Nachfolge übernommen («Es war fast etwas viel, ich konnte nichts allein machen»). Das kann er jetzt im Betrieb seines Vaters, den er seit 2014 leitet. Der, wiewohl seit jener Merlot-Blinddegustation, bei der sein 88er mit dem von Château Pétrus auf dem zweiten Rang gelandet war, eine Legende der jüngeren Tessiner Merlot-Renaissance, ist nicht der Patriarch, der alles besser weiss. Er verfolgt mit Neugier, was der Junge ändern will: weniger Holz, Experimente mit Ausbau in Amphoren. Andererseits plant der Sohn keinen Vaternord. Er ist klug genug, bei einem so gut situierten Betrieb nicht das Unterste zuoberst zu wälzen. Der erste Wein des Hauses bleibt der Montagna Magica, ein Muster an Finesse und Eleganz und Frische auch im nicht ganz einfachen Jahr 2014. Da ist dem neuen Chef der ehrliche Applaus des alten gewiss.

Daniel und Jonas Huber: Montagna Magica Merlot del Ticino DOC 2014. 13,5%. Fr. 49.–. www.hubervini.ch

Essen in Paris (III)

Das «Akrame» gehört zu einer neuen Generation cooler französischer Restaurants, in denen die Haute Cuisine neu gedacht wird. Von David Schnapp

Auf der Rechnung (149.50 Euro für Amuse-Bouche, sechs Gänge und einen *café*) steht ein Spruch des persischen Dichters Abu al-Nasr Farahi: «Sehr klein ist unser Haus, aber umso grösser unser Herz.» Der Gastgeber mit



Jetzt stimmt alles: Akrame Benallal.

dem grossen Herzen heisst Akrame Benallal, «cuisinier parisien de grand talent» nennt ihn der *Figaro*. Der Koch mit algerischen Wurzeln hat unter anderem bei Ferran Adrià und Pierre Gagnaire gelernt, sein erstes Restaurant im 16. Bezirk erhielt schnell zwei Sterne im «Guide Michelin», am neuen Ort wird die Küchenleistung noch mit einem Stern bewertet.

Betritt man das Restaurant «Akrame», das sich in einem mit Kunstobjekten möblierten Hof im 8. Bezirk von Paris befindet, ist da zunächst ein kleiner Raum mit einem Tischfussballkasten und Regalen, in die unzählige durchsichtige Gefässe mit Vorräten aller Art hineingestapelt wurden. Die beiden Gasträume sind eher klein, aber sorgfältig und kunstvoll eingerichtet: cooler, moderner Restaurant-Chic.

Neue Ideen und Techniken

Auch die Gerichte, die Akrame serviert – selbst wenn er sich mehr als herzlichen Gastgeber sieht denn als Küchenchef am Pass – sind eine interessante Mischung aus französischen Produkten, modernistischer Technik und nordischer Reduktion auf das Wesentliche. Beispielhaft dafür steht etwa die Rotbarbe, die mit reduziertem Randensaft glasiert wurde und mit einem Kräuterjogurt kombiniert wird. Der typische, herbe, leicht tranige Geschmack des *rouget* wird durch die süsslich-erdige Randennote ergänzt, während Petersilie, Koriander und die Joghurtsäure einen erfrischenden Kontrast erzielen.

Im Hauptgang wird ein perfekt, leicht knusprig gebratenes Kalbsbries serviert, das mit Pistazienpulver, einem rekonstruierten Spinatblatt, Bohnen und einem etwas zu stark reduzierten Kalbsjus einen interessanten Kontext erhält, der ein klassisches Produkt der französischen Haute Cuisine mit neuen Ideen und Techniken ergänzt.

Nicht immer gelingt diese Ergänzungsstrategie. Die dünnen, leicht geschmolzenen Comté-Scheiben mit rohem Blumenkohl und Haselnüssen bewirken ein unangenehm trockenes Mundgefühl. Professionell und mit Herz reagiert die Küche auf die Kritik, nimmt das Gericht zurück und schickt es nochmals, ergänzt mit einer Senf-Petersilien-Vinaigrette: Jetzt stimmt alles.

Restaurant Akrame, 7, rue Tronchet, Paris.
Tel. +33 1 40 67 11 16. Samstags und sonntags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Darf ich mal kurz vorbei?

Der Bentley Bentayga ist die neueste Erscheinung im Luxussegment. Man sollte ihn ohne falsche Bescheidenheit fahren. *Von David Schnapp*

Man macht sich nicht nur Freunde, wenn man im Bentley Bentayga unterwegs ist. Allerdings lässt sich die Wahrnehmung natürlich beeinflussen je nach der Art, mit der diese singuläre Erscheinung in der SUV-Welt bewegt wird. Aber der Reihe nach. Der Bentayga ist der einzige Geländewagen auf dem Markt bisher, der mit einem Zwölfzylinder-Biturbomotor ausgestattet ist (ein V8-Turbodiesel wird folgen). Das ergibt, um die wichtigsten Eckdaten

Bentley Bentayga W12

Leistung: 608 PS / 447 kw,
Hubraum: 5950 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 301 km/h
Preis: Fr. 226 500.–



zu nennen, 2440 Kilogramm Auto, verteilt auf 5,1 Meter Länge und 2,2 Meter Breite (mit Aussenspiegeln), die mit bis zu 608 PS und maximal 900 Nm in Fahrt gebracht werden. Von 0 auf 100 km/h kann diese umfangreiche Masse in 4,1 Sekunden beschleunigt werden, und wer genug Platz hat, kann bis 301 km/h Gas geben.

Den «schnellsten Geländewagen der Welt» nennen sie ihn bei Bentley in Crewe. Das ist natürlich ziemlich wahnwitzig, aber gleichzeitig auch faszinierend wie alles, was den Rahmen des Durchschnittlichen sprengt. Was *Spiegel* online ein «Disneyland auf Rädern» nannte, ist, wenn man einmal drinsitzt, die Summe des Möglichen. Kaum ein Quadratzentimeter, der nicht mit weichem, hellem, wohlriechendem Leder ausgelegt wäre, es gibt viel glänzendes Chrom und weiche Teppiche – man kennt diese barocke Art der Innenausstattung aus den Continental- und Mulsanne-Modellen; in Verbindung mit der schieren Grösse des Wagens und der thronenden Sitzposition ergibt sich aber noch mal eine ganz andere Selbstwahrneh-

mung. «Der König der Landstrasse» – hier kommt er in seinem fahrenden Schloss.

19 Stunden, 45 Minuten

Nun kann man diese gefährliche Verbindung aus Kraft und Grösse auf verschiedene Arten benutzen – und wie immer in der Geschichte der Menschheit ist es eine heikle Kombination. Die richtige Haltung, den Bentayga zu fahren, schien mir eine Mischung aus Selbstbewusstsein und Zurückhaltung, aber ohne falsche Bescheidenheit. Ich fuhr ihn, so viel Vernunft musste sein, nicht vorwiegend in der Stadt, sondern auf Hunderten von Kilometern über Land- und Pässstrassen und natürlich Autobahnen.

Denn wie die meisten Geländewagen – gerade im Luxussegment – wird auch dieser nicht ins Gelände bewegt, ausser vielleicht von einigen Besitzern, die in Wüstennähe zu Hause sind. Der Bentayga ist ein wunderbares Langstreckenfahrzeug. Die Luftfederung macht ihn so komfortabel wie flexibel, und ein stoischer Geradeauslauf zeichnet das mächtige Auto selbst bei Geschwindigkeiten von weit über 200 km/h aus. Den Satz «Darf ich mal kurz vorbei?» setzte ich auf der Autobahn öfter in die Tat um, rücksichtsvoll, aber selbstbewusst. Die Bilanz nach 19 Stunden 45 Minuten und 1517,3 Kilometern Bentayga: 77 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit und 13,0 l Super 98 auf 100 km. Bei so einem Auto darf es von allem ein bisschen mehr sein.



«Es ist ein Rätsel»: Sänger und Songschreiber Hammond, 72.

MvH trifft

Albert Hammond

Von Mark van Huisseling — Er ist einer der erfolgreichsten Songschreiber. Sowie einer der Grössten überhaupt, findet er.

Sie schreiben Lieder seit fünfzig Jahren...» – «Seit 55 Jahren.» – «Wann gehen Ihnen die Ideen aus?» – «Mir gehen die Ideen nicht aus, diesen Punkt habe ich noch nicht erreicht. Und ich weiss nicht, ob ich ihn je erreichen werde. Ich liebe sehr, was ich tue: Lieder schreiben, Geschichten erzählen. Ich liebe es, was meine Lieder für meine Fans bedeuten; es gibt Fans, die erzählen mir, dass sie geheiratet haben, während Musik von mir lief, oder dass sie ihre Tochter nach einem Songtitel von mir benannt haben [einer seiner kleineren Hits heisst «Rebecca»; geschrieben für eine Frau, die er im «Playboy Club» in St. Louis kennenlernte] oder dass sie einen Sohn verloren haben und seinen Tod nur während zweier Stunden vergessen können, wenn sie ein Konzert von mir hören... Jeder kann zu mir kommen, wissen Sie. Ich bin nahbar, das macht mich verletzlich.» – «Das ist der Nachteil von Nähe.» – «Nein, ich akzeptiere das, weil der Vorteil so wundervoll ist. Darum

mache ich weiter, bis ich tot umfalle.» – «Finden Sie es einfach, Lieder zu schreiben?» – «Nein.» – «Aber Sie schreiben viel und schnell.» – «Nicht immer.» – «Im Vergleich zu anderen Künstlern schon, manche brauchen vier Jahre für ein Lied.» – «Vier Jahre? Unglaublich...» – «Leonard Cohen zum Beispiel, für «Anthem»» – «Ich glaub' nicht, dass er dafür vier Jahre gebraucht hat. Ich glaub', dass er damit angefangen hat und den Song dann liegenliess – und ihn nach vier Jahren fertig geschrieben hat, das tue ich manchmal auch.»

Albert Hammond, 72, ist ein britischer Sänger, Songschreiber und Musikproduzent. Zu den Hits, die er geschrieben respektive mitgeschrieben und gesungen hat, zählen «It Never Rains in Southern California» (1972) oder «The Free Electric Band» (1973); bekannter sind Lieder von ihm, die andere Künstler interpretierten, zum Beispiel «The Air That I Breathe» (The Hollies, 1974), «To All the Girls I've Loved Before» (Julio

Iglesias und Willie Nelson, 1984) oder «One Moment in Time» (Whitney Houston, 1988). Insgesamt sollen von ihm geschriebene Songs über 350 Millionen Mal verkauft worden sein. Nachdem er viele Jahre keine Musik veröffentlichte, ist vergangenen Monat ein neues Album erschienen, «In Symphony», dabei handelt es sich um seine bekanntesten Melodien, in symphonische Arrangements gebettet (Plattenfirma-Text). Seit drei Jahren, mit Unterbrüchen, befindet er sich auf Tour, diesen Monat gab er etwa ein Konzert in Frauenfeld. Er lebt in Los Angeles.

«Viele Künstler verglühen sozusagen schon nach kurzer Zeit. Wie halten Sie dem Druck stand, seit langen Jahren?» – «Ich spüre keinen Druck.» – «Sind denn andere Künstler Schwächlinge?» – «Nein, natürlich nicht, man sollte niemanden als Schwächling bezeichnen. Es ist so, dass jeder von uns mit bestimmten Voraussetzungen auf seinen Weg geschickt wurde. Und es fällt nicht allen gleich leicht. Weil ich so nahbar bin, kann ich nicht anders, als anderen Leuten Gutes zu tun. Wär' ich nicht Musiker, wär' ich ein Doktor geworden, denk' ich, und würd' Leuten helfen, vielleicht in Afrika oder Asien, wo Not herrscht halt... Ich versuche zu erklären, wer ich bin – es ist ein Rätsel. Ich bin nah dran [am Erreichen seiner Bestimmung], aber ich kann noch besser werden.» – «Denken Sie, dass Sie Auftritte und das Liederschreiben nicht als Druck wahrnehmen, hat auch damit zu tun, dass Sie erbauende und hübsche Musik machen [würde er deutsch singen, könnte man seine Lieder als Schlager beschreiben zum Teil]?» – «Nicht alle meine Lieder sind erbauend, einige Songs von «Revolution of the Heart» [ein Album von 2005] sind zerstörerisch, es war Krieg im Irak, das lehnte ich ab. Man fühlt sich nicht immer gleich im Leben. Manchmal schreibe ich eine happy Melodie zu einem traurigen Text. Ich mach' nicht immer das Gleiche, aber es muss immer gut sein.»

«Wenn Sie mit Ihrem Sohn über das Musikbusiness sprechen, kommt Ihnen das, was er erzählt, bekannt vor, oder denken Sie, er lebe in einer anderen Welt [Albert Hammond jr. spielt Rhythmusgitarre bei der New Yorker Rockband The Strokes]?» – «Ich spreche mit meinem Sohn nicht über solche Dinge, wir haben keine so enge Beziehung. Ich weiss nicht wieso, aber solche Dinge passieren eben. Er tut, was er tut, und ich respektiere das. Aber ich mache etwas völlig anderes, ich habe Country-Hits gehabt, Rhythm- and-Blues-, Rock-[Hits], ich hatte eine Nummer 1 in den Classic Charts... Er macht bloss eine Stilrichtung.» (Die Soloalben von Albert Hammond jr. unterscheiden sich stilistisch von denen der Strokes, finde ich.) «Sie sind ein vielseitiger Musiker.» – «Ja, und ich liebe das. Und das ist wahrscheinlich der Grund, weshalb ich immer noch frisch bin.»

Sein liebstes Restaurant: So Sushi, 19596 Ventura Boulevard, Tarzana (Kalifornien), Tel. +1 818 609 0993



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur.

Flyback-Chronograph Type XXI 3817

Der Chronograph Type XXI 3817 ist, wie alle seit 1954 von Breguet produzierten Type-XX-Stoppuhren, mit der legendären Flyback-Funktion ausgestattet, dem augenblicklichen Nullen und Neustart der Zähler. Er verfügt über sämtliche technischen und ästhetischen Codes einer wahren Fliegeruhr. Der Saphirglasboden offenbart alle Einzelheiten des mechanischen Uhrwerks mit seinen Siliziumkomponenten und der goldenen Schwungmasse. Wir schreiben die Geschichte fort...

